11/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

60 Tage im Labyrinth

Sowjetische Wissenschaftler im Härtetest
1300 Meter tief unter der Erde des Kaukasus

Ein Bad gefällig?

Meister Martina und ihre Männer

Er mit Schleier

Hochzeit auf tadshikisch

★ Inhalt

Wirtschaft
Bäder am laufenden Band – ein Jugendkollektiv und sein Auftrag **Seite 4**

Bildbericht
Ein Bummel durch Pjöngjang, die Hauptstadt der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Ruth Fuchs – der Weg einer Weltrekordlerin in die Wissenschaft **Seite 16**

Polemik aktuell **Seite 20**

Familiengeschichte
Das Kinderheim von Chust **Seite 22**

FW-Serie
Sergej Tulpanow: Begegnung mit Wilhelm Pieck **Seite 26**

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr, in dem die DDR gegründet wurde **Seite 28**

Das Gesicht
Die Pianistin Annerose Schmidt **Seite 30**

Lyrik
Der litauische Dichter Eugenijus Matuzevičius **Seite 32**

Literatur
Juri Stscherbak: „Zu Besuch bei Olha Pawliwna“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift“ **Seite 40**

Russisch-Lehrgang
Alltagswendungen 6. Lektion **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Reiseerlebnis
Dorfhochzeit in Tadshikistan **Seite 46**

Wissenschaft
Höhlenexpedition im Kaukasus **Seite 52**

Titelbild:
Der Höhlenforscher M. Arkadjewitsch fotografierte in der unterirdischen Bergwelt des Kaukasus

Redaktionsschluß für dieses Heft: 21. 5. 84

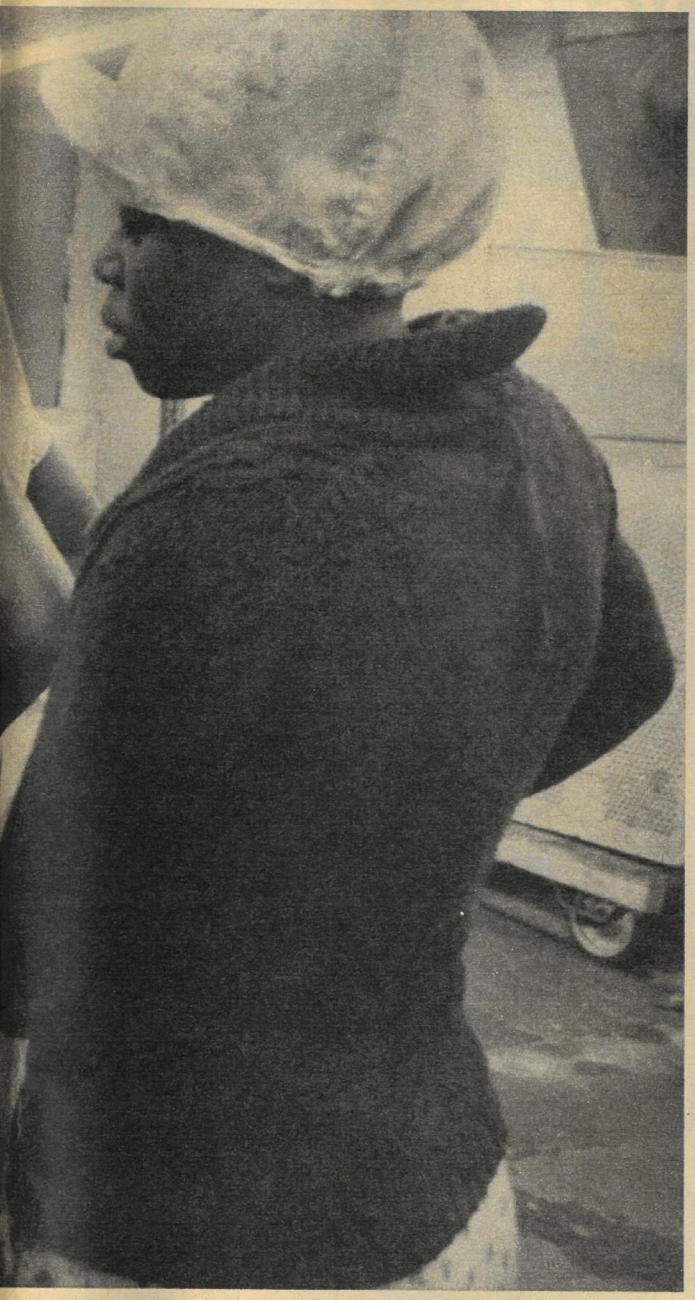
★ Im Blickpunkt

Bilder einer Ausstellung zum Nationalen Jugendfestival der DDR

Mädchen aus Namibia

„Augenzeugen II“, so heißt die Fotoschau, die vom 8. Juni bis zum 1. Juli im Palast der Republik zu sehen sein wird. Mehr als hundert Pressefotografen unseres Landes werden mit ihren Fotos ein eindrucksvolles, authentisches Bild unserer sozialistischen Wirklichkeit vermitteln. Die Fotos auf dieser Doppelseite gehören zu den ausgestellten Arbeiten. Sie stammen aus einer Reportageserie, die in den volkseigenen Tuchfabriken Forst entstand. Ihre Autorin ist Katja Worch.

Selbst für die langjährige FÜR DICH-Bildreporterin war der Auftrag, der sie nach Forst führte, keine alltägliche Sache. Die 23, deren Arbeit und Freizeit sie mit ihrer Kamera einfangen sollte, waren Lehrlinge besonderer Art: junge Afrikanerinnen, von der namibischen Befreiungsorganisation SWAPO für dreieinhalb Jahre in die DDR delegiert, um hier einen Beruf zu erlernen. Mädchen und junge Frauen, vertrieben aus der vom südafrikanischen Rassistenregime unterdrückten Heimat, groß geworden in überfüllten



Flüchtlingslagern in Angola und Sambia. Keine hatte eine behütete Kindheit. Und als sie im September '82 nach Forst kamen, konnte sie keiner verstehen. Wer bei uns beherrscht schon Oshiwambo? Einen Dolmetscher dafür gab es nicht. Und die Englischkenntnisse der Mädchen waren zu gering, um eine Verständigung zu ermöglichen. Buchstäblich mit Händen und Füßen, mit Bildtafeln, mit allerlei didaktischen Kniffen schafften es die Sprachlehrer, ihnen in nur fünf Monaten soviel Deutsch beizubringen, daß sie die Berufsausbildung beginnen konnten. Eine, der der Deutsch-Intensiv-Kurs besonders schwerfiel, ist Metumo. Sieben lange Jahre – bis zu ihrer Delegierung in die DDR – war sie Soldat der SWAPO, Partisanin, gejagt von Südafrikas Polizei. Unzählige Male hat sie in Lebensgefahr geschwebt. Und wenn einer fiel an ihrer Seite? „Man denkt nur an den Auftrag, den man zu erfüllen hat, an seine Pflicht. Da hat die Angst vorm Sterben kaum Platz. Für einen Moment überwältigt dich die Trauer. Aber du bist nicht gelähmt, bist sogar fest entschlossen, weiterzumachen... Selbstverständlich hat jeder Kämpfer auch Angst, schließlich ist keiner aus Stahl... Der Gedanke zu fallen ist schlimm, aber größere Angst hatte ich davor, verwundet in die Hände des Feindes zu geraten. Denn das Schlimmste ist die Folter, mit der sie dich zum Verrat an deinen Genossen bringen wollen."[1] Metumo, die als Partisanin auf Ehe, Kinder, auf Kleider verzichtete, wird in Forst bewundert ob ihrer Ausdauer und ihres eisernen Fleißes. Sie, die auch auf Katja Worch einen tiefen Eindruck machte, wurde nicht fotografiert. Aus Sicherheitsgründen, um das Leben ihrer Angehörigen in Namibia nicht zu gefährden. Das Mädchen Metumo, so erfuhr die Bildreporterin vom Pädagogenkollektiv, wird ihre Lehre schaffen. Und das ist mehr wert als ein gutes Bild.

[1] Metumos Worte übersetzte freundlicherweise Frau Tonata Emoula, die Gattin des SWAPO-Vertreters in Berlin.

Treffpunkt Vogelsdorf:

Die von der

Sie kommen aus der Lausitz, dem Vogtland, aus Thüringen, dem Brandenburgischen und von der Küste. Ein paar Berliner gehören auch dazu. Der Ruf der FDJ, ihre Kräfte am Wohnungsbauprogramm unserer Hauptstadt zu erproben, hat sie zusammengeführt. Im einzelnen aus den unterschiedlichsten Gründen — natürlich reizte auch das Erlebnis Berlin. Nun messen sie sich an einem speziellen Auftrag: In der jüngsten Häuserfabrik vor Berlins Toren, im Vogelsdorfer Plattenwerk, fertigen sie Badzellen am laufenden Band — sechs in jeder Schicht. Und die Seele vom Geschäft ist eine junge Frau, eine, die auszog, um als frischgebakkener Meister hier ihr Meisterstück zu versuchen.

Ein Bericht von
Wolfgang Scheel (Text) und
Detlev Steinberg (Fotos)

Bäderstraße

NATIONALES JUGENDFESTIVAL DER DDR
'35 JAHRE DDR'

Die von der Bäderstraße

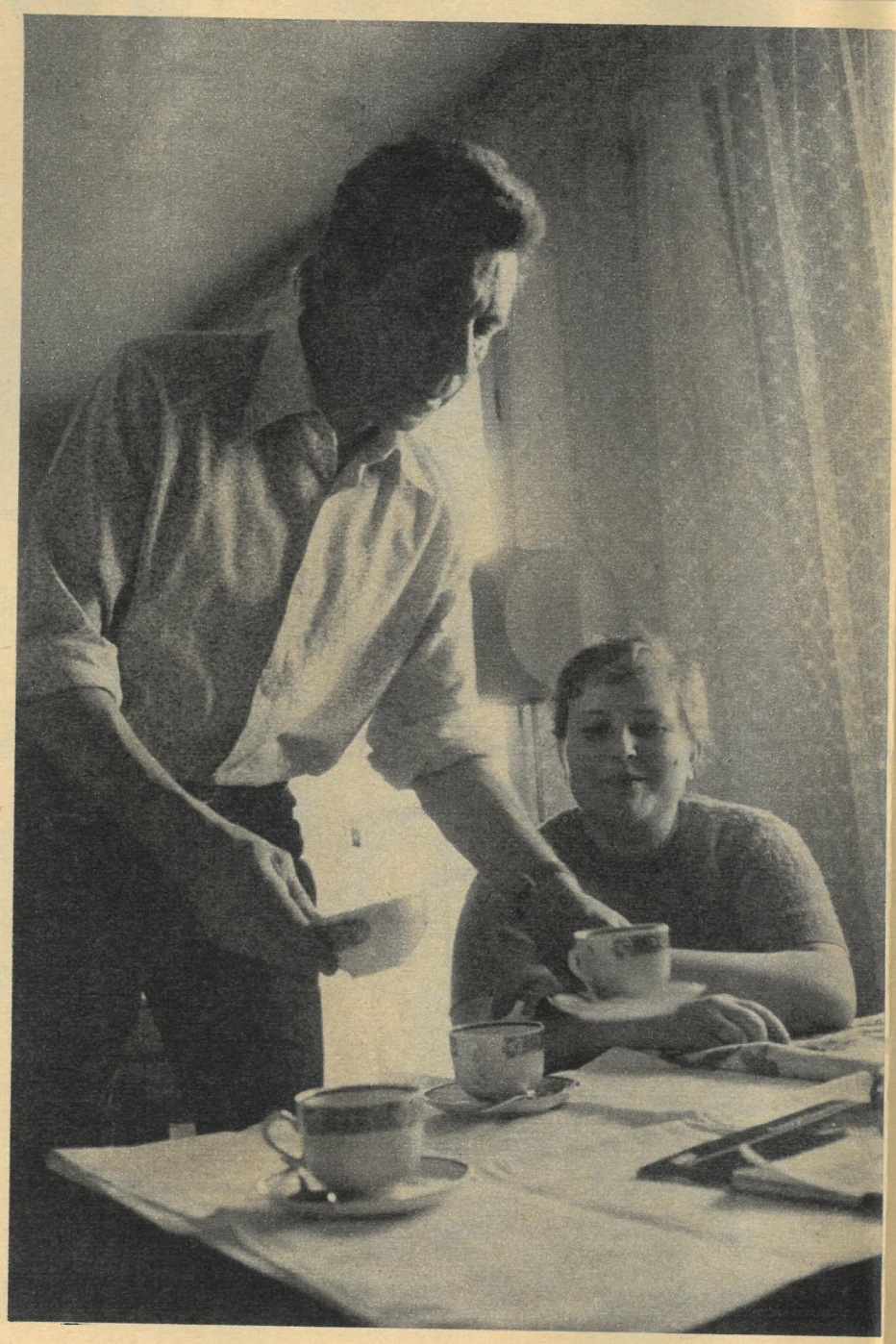
Dreimal Martina Reinhardt: oben – als lustige Chorsängerin; darunter – als Hausfrau etwas skeptisch über die Servierkunst ihres Mannes; rechts – als Meister in ihrem Element, konzentriert und dynamisch.

Ein sonniger Maientag löst sich allmählich im Abenddunkel auf. Nur die Tiefstrahler überlisten mit ihrem gleißenden Licht die heraufziehende Nacht. Kurz vor 22 Uhr wird es in Vogelsdorf noch einmal munter: Mit Bussen, PKW, Fahrrädern, zu Fuß rückt binnen weniger Minuten die Nachtschicht ein. Martina Reinhardt und die Jungen ihres Meisterbereichs steuern die Halle III an: den Abschnitt der Badzellenproduktion. Es ist der Weg von der gegossenen Glockenform – nach sowjetischer Technologie (Decke und Wände aus einem Stück) – bis zum fertig eingerichteten Bad, gute hundert Hallenmeter lang, für den neunzehn junge Facharbeiter, zwei Kranfahrerinnen und eine Meisterin die Verantwortung tragen. Ein Blick, keiner fehlt. Es geht los, ohne große Vorrede, jeder kennt seine Aufgabe. In den nächsten Stunden wollen sie nicht nur die vorgegebenen sechs Bäder, sondern eins mehr schaffen – und dies eine Woche lang, Nacht für Nacht. 4000 Wohnungen werden die Vogelsdorfer 1984 erstmals den Taktstraßen des WBK liefern – Außenwandelemente, Fahrstuhlschächte, Innenwände und eben auch 4000 Bäder. Ein ganz schöner Packen, der Initiative erfordert, vor allem von uns. So oder ähnlich hat Martina die Woche der Höchstleistungen vor ihren Männern begründet, zugleich als Brigadeanteil zur Festivalverpflichtung, ein Wohnungsbau-Objekt zusätzlich zu errichten. Martina: „Jubel erntete ich dafür nicht. Natürlich bedeutet es mehr Arbeit, mehr Überlegen, mit der Zeit geizen! Vor allem die Maler und Klempner mußten überzeugt werden, sie haben die meisten Handgriffe zu tun, bevor die Zelle nach einer Badestube aussieht. Unsere Truppe ist heute aber reifer als am Anfang, als wir uns erst finden mußten. Keiner hatte vorher Bäder gebaut. Jetzt können wir es." Trotzdem hält es Martina zu Schichtbeginn nicht lange im Meisterbüro. Sie stülpt den Helm auf und stiefelt los. Zuerst zu Michael, dem neuen Brigadier der Rohzelle. Letzte Nacht haben seine Leute eine Form nicht gründlich genug gesäubert. „Das geht nicht, er muß sich durchsetzen!"...

★

Gestern nachmittag saßen wir bei Martina in ihrer frisch eingerichteten Wohnung in Erkner, wo viele Vogelsdorfer ihr neues Zuhause haben. Drei Häuser weiter das Wohnheim für die Junggesellen unter den Plattenwerkern. Während Erhard, Martinas Mann, soeben von der Frühschicht zurück, den Kaffee servierte, lernten wir einige Ansichten Meister Martinas über ihre Arbeit mit zwanzig, nicht gerade zartbesaiteten jungen Männern kennen. Sie empfinde das nicht so, „mir macht die Sache Spaß!" Zunächst müsse ein Leiter von seinem Auftrag überzeugt sein und dafür sorgen, daß jeder des Kollektivs seine Aufgaben kennt, begreift, daß von seiner Arbeit die des folgenden abhängt, ja, das Ergebnis überhaupt. „Ein ständiger Erziehungsprozeß, in dem ein offenes Wort für jeden gilt. Das mußten wir alle erst lernen, aber ohne dem geht's nicht. Ich setze dabei auf den Vertrauensmann, den FDJ-Sekretär und die Genossen, aber jeder muß seine Meinung sagen. Empfindlich darf man allerdings nicht sein." Da war die Sache mit der Pappelpflanzaktion. Die Initiative der FDJ, einen Pappel-Wall zu schaffen gegen den starken Wind, der im Frühjahr und Herbst oft übers flache Feld ins Werk einfällt und den Kränen auf dem großen Lagerplatz und Verladebahnhof eine Zwangspause auferlegt. Hält der Sturm länger an, geht auch nichts mehr aus der Halle, stockt die Produktion. „Kleine Ursache – große Wirkung. Das mußt du den Jungen erklären, damit sie nicht drüber lächeln, sondern am Wochenende mit anfassen. Wenn dann Jan, unser FDJ-Sekretär, mit fadenscheiniger Ausrede fehlt, hast du die nächste Auseinandersetzung. Es hilft nichts, du mußt 'ran!"

Martina strebt im Meisterbereich die Ersetzbarkeit, Austauschbarkeit unter-



Die von der Bäderstraße

einander an. Wenn jemand mehrere Tätigkeiten ausüben kann, wird ein Engpaß schneller überwunden. Qualifizierung wird daher groß geschrieben, auch in den persönlich-schöpferischen Plänen. „Wir sind noch mittendrin, denn zuerst gab es 'ne Welle von Ablehnung. Also mußte ich zurückstecken, es geschickter anfangen. Was Neues dazulernen kostet immer Mühe. Aber nur so können wir täglich unsere Ergebnisse sichern. Wenn beispielsweise ein Schweißer es alleine nicht schafft, fehlt bald der Vorlauf für die Klempner. Die konkrete Situation überzeugt am besten!" Oder das Vorbild. Bernd Becher, Komplettierungs-Brigadier und eiserner Waldläufer aus Passion, ist eins: Bis aufs Schweißen kann er sofort an jedem Platz einspringen. Auch Martina agitiert nicht nur, sie kennt sich in vielen Gewerken aus, faßt mit an, wenn's nötig ist, will demnächst noch ihren Kranfahrerschein machen. So versucht sie als junger Leiter ständig was Neues auszuprobieren – im Interesse der Planerfüllung und wegen der Arbeitslust. Und die wird nicht nur in der Werkhalle erzeugt. Junge Leute um die zwanzig brauchen Erlebnisse. Und auch die organisieren sich die Reinhardts am besten selbst. Die jährliche Teilnahme am Löcknitzlauf, die gemeinsame Faschingsfeier, der Brigadeausflug, das Kümmern um die Patenklasse, der Abstecher ins Berliner Kulturleben und anderes. Nicht zu vergessen die Pflege der individuellen Neigungen: Dieters, der schon ...zig Kassetten mit eigenen lyrischen Songs füllte, die der Segler, Angler und ihres Freizeitmalers. Auch dafür muß ein Leiter Verständnis zeigen. Keine Gefahr – Martina selbst frönt dem Gesang, neuerdings im Frauenchor Erkner als zweiter Sopran. Und zwischen Chorprobe und Abfahrt zur Schicht schaut sie noch schnell 'rein in die Einwohnerversammlung, um ein ganz anderes Problem loszuwerden: „Warum klappt es in Erkner nicht, daß um 23 Uhr noch eine Gaststätte geöffnet hat? Die Schichtarbeiter haben doch auch das Bedürfnis auf ein Glas Bier!"

★

Nach der ersten Stunde Schichtrapport beim Dispatcher. Ein Dutzend Männer und Martina rund um den neonbeleuchteten Tisch: die Meister der einzelnen Produktionsabschnitte und die operativen Dienste wie Mechanik und Mischturm. Hier wird nicht geschwätzt, zwei Fragen stehen im Raum: Läuft die Produktion? Gibt es irgendwelche Störungen? Martina muß zwei kleine Schäden melden, einen defekten Dampfschlauch, eine Störung am Schweißgerät. Ärgerlich, Zeitverlust gleich bei Schichtbeginn, zumal der Meister, den sie ablöste, nichts davon erwähnte. Sie überredet den Mechaniker, sofort mitzukommen. An der Badstraße läuft die Arbeit Hand in Hand. Monika zieht mit ihrem Kranhaken eine gegossene, noch dampfende Glocke behutsam aus der Form, der lange Jörg knüpft an einem neuen Bewehrungskorb, und auch die Fliesenleger, Schweißer, Maler, Putzer, Klempner und Anschläger werkeln emsig an ihren Plätzen im großen Hallenschiff. Martinas prüfender Blick in ein Bad und im Vorbeigehn ein Disput mit Frank: „Willst du die Tapete so lassen?" – „Haste was dagegen?" – „Allerdings, die ist doch verfärbt!" – „War sie schon auf der Rolle!" – „Dann schmeiß sie weg, oder möchtest du solch ein Bad haben?" – „Nee!" – „Na also!" Qualität hat täglich und stündlich ein Gesicht...

★

Wie kommt eigentlich eine junge Frau in die Produktionshalle eines Plattenwerkes, in das Metier kräftiger Männer, und dort in die Meisterposition? Auf einem fast geraden Weg, von ihr selbst bestimmt. Martina Reinhardt, heute 28 Jahre, erinnert sich an ihre Erfurter Schulzeit. Es muß in der 6. oder 7. Klasse gewesen sein, als der Stadtbaudirektor eine Gruppe Pioniere zu sich einlud und ihnen anhand städtebaulicher Projekte die Perspektive Erfurts malte. Die Kinder waren beeindruckt. „Irgendwie wurde damals bei mir ein Keim gelegt", der immer kräftiger sproß, je näher die Stunde der Berufswahl kam. Martina – nun in Plauen wohnhaft – wurde Baufacharbeiter mit Abitur, um später darauf ein Studium zu gründen. Die Eltern waren auch Bauleute, im übertragenen Sinne, Miterbauer unserer Republik von Anfang an. Immer aktiv, immer dabei, die Mutter als Pionierleiterin, der Vater als Offizier der NVA. In der zweiten Klasse hatte Martina auf die Frage, ob sie Kommunisten kenne, stolz geantwortet: „Ja, zwei, Karl Marx und meinen Vater!" Seit zehn Jahren ist sie selbst Genossin, Gruppenorganisator, in die Kreisleitung Bauwesen gewählt.

Wenn einer aber flügge wird, wenn der jugendliche Elan öfter noch überschwappt, dann hört man nicht gerne auf die Ratschläge der Eltern, was für einen gut ist und was nicht. Dann will man sich selbst beweisen. Martina tat's. Sie mauerte und betonierte, fuhr über Land, half ein Plattenwerk in Zwickau errichten, arbeitete als Betriebsmaurer in einem Chemiebetrieb. Und fragte sich: Ist das schon alles? Sie nahm ein Meisterstudium auf, abends, egal, das Lernen und Suchen nach Neuem machte ihr schon immer Spaß. Danach aber hatte der Plauener Betrieb keine Meisterstelle frei. Da ließ sie sich kurzerhand nach Berlin delegieren – zum Jugendobjekt. Im März vor drei Jahren fuhr sie ihre erste Schicht in Vogelsdorf, im gerade eröffneten Werk – als Meister der C-Schicht in der Badzellenproduktion. Ihr Berliner Abenteuer: die Erprobung des Meistertitels in der Praxis. Sie hat es bisher keinen Tag bereut wie sie auch keinen anderen Beruf möchte. „Du siehst, was du fertigbringst!" Im Urlaub, wenn es nach Plauen zu den Eltern geht, versäumt sie es nicht, durch jene Straße zu gehen, in der sie ihre erste Mauer hochgezogen hat. Und daß sie beim Bauen nicht nur an ihre Bäder denkt, sahen wir in ihrer Wohnung. Im Bücherregal Fachbücher und Architekturbände, an der Wand ein Spruch Schinkels: „Jede Hauptzeit hat ihren Stil hinterlassen in der Baukunst, warum sollen wir nicht versuchen, ob sich nicht auch für die unsrige ein Stil auffinden läßt?"

★

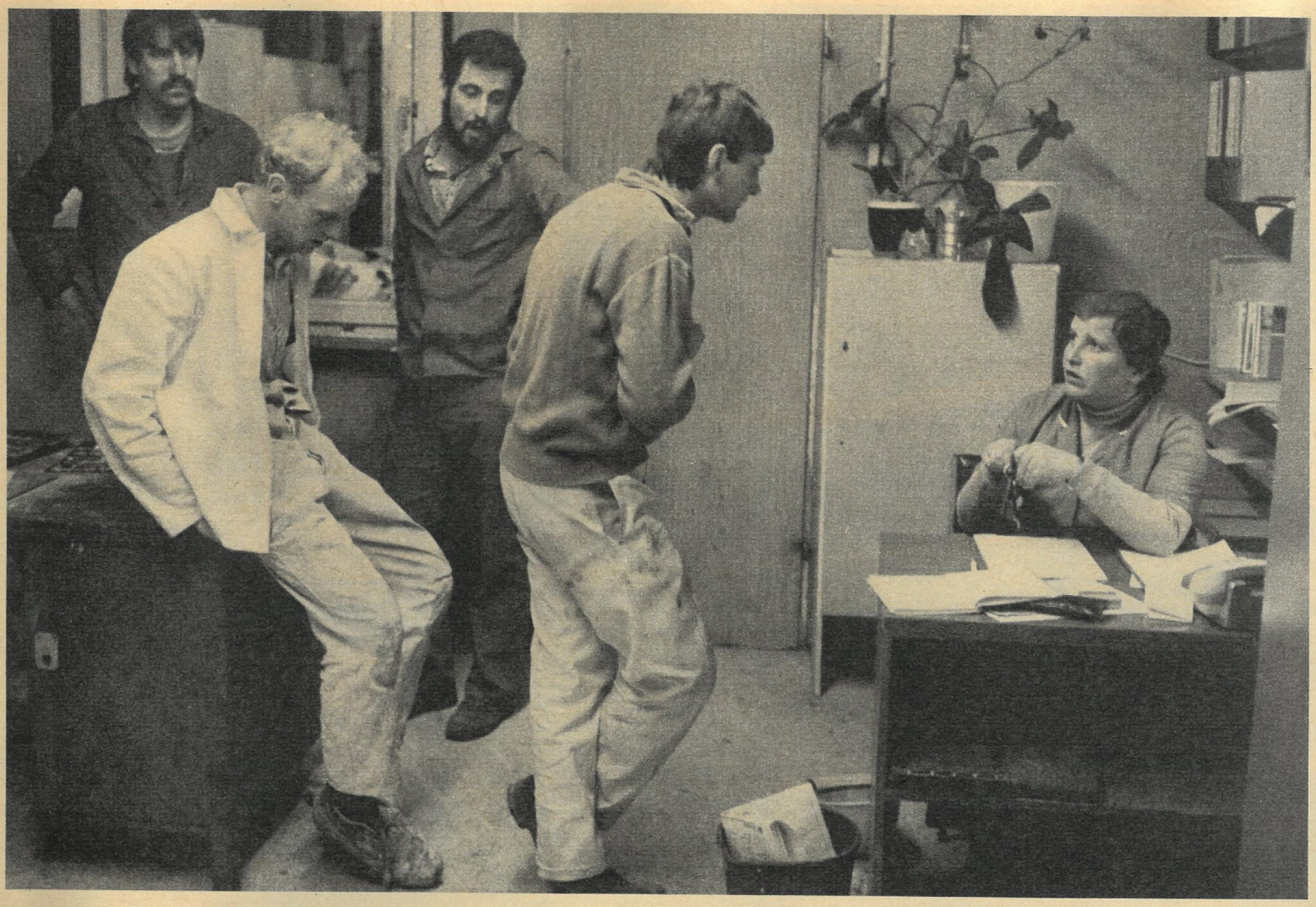
Die Nachtschicht ist weit in der zweiten Hälfte. In der Pause, beim warmen Menü, haben alle noch einmal Schwung geholt. Jetzt geht's langsam dem Höhepunkt entgegen: der Qualitätsabnahme durch die TKO. Die ersten Zellen sind fertig. Von Arbeitstakt zu Takt setzt jeder seine Unterschrift auf den Begleitschein, was heißen soll: meine Aufgabe ordnungsgemäß erfüllt. Das mit der Unterschrift hat Martina auch durchgesetzt. „Hoffentlich hat diesmal keiner geschludert", wirft sie bissig in die Runde von Bernd, Helmut und den Malern, mit denen sie die letzte Montagabnahme im Neubaugebiet Hohenschönhausen auswertet, an der sie teilgenommen hat. „Was soll das?" erwidert Bernd. „Nur ein Hinweis, bis ins kleinste Detail genau zu sein. Sonst waren unsere Bäder ja in Ordnung, nur das Verkabeln hat auch einer von uns nicht richtig kapiert. Die von der Taktstraße waren tückisch, klar, Nacharbeit kostet Zeit und Geld. Und du stehst mit rotem Kopf daneben..." Allerdings wird Martina diese Geschichte noch mit allen Meistern der Halle besprechen, schließlich ist das eine Leitungsfrage! Helmut Tscherning, Martinas Schatten seit Tagen, ist plötzlich hellwach. Nächste Woche wird der 25jährige, bisher als Putzer, Schweißer und Vertrauensmann zum Kern der Reinhardts gehörend, als Meister die B-Schicht übernehmen – sein Wunsch, Martinas Ziel. „In einer Jugendhalle muß jeder Meister in jeder Schicht mitziehen. Helmut bringt das bestimmt, weil er zuerst etwas von sich verlangt." Also hat sie ihn vorbereitet, wird ihm bei der Meisterschule helfen und ihn auch die nächsten zwei Wochen begleiten, damit er im sozialistischen Wettbewerb ihr bald den Fehdehandschuh hinwerfen kann...

★

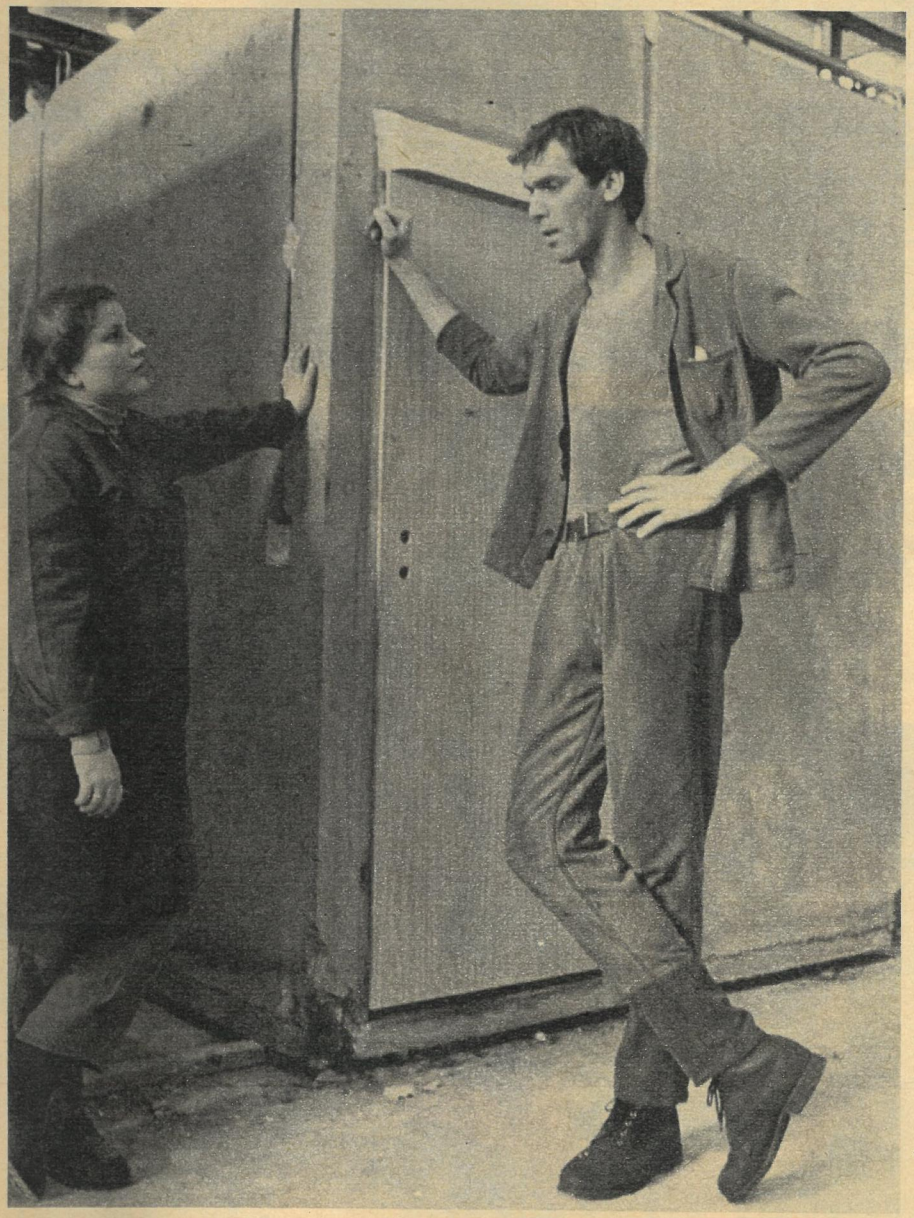
In Halle III wird eine gute Arbeit geleistet, in allen drei Schichten. Und der Meisterbereich Reinhardt ragt meistens noch ein bißchen drüber raus. In den ersten vier Monaten jeweils Wettbewerbssieger, einmal sogar im Betriebsmaßstab. Zum dritten Mal Kollektiv der sozialistischen Arbeit. Zwei von ihnen haben das Mandat fürs Nationale Jugendfestival zu Pfingsten erhalten. Aber nicht nur der Erfolge wegen spricht man in Vogelsdorf über die C-Schicht und ihre Meisterin.

Kranfahrerin Monika: „Manchmal ist sie ein bißchen zu pingelig, zu genau, aber ohne Martina wären wir längst nicht so weit."

Ihr ehemaliger Hallenchef: „Ist sie von



Disput mit Meister Martina. Oben von links: der musizierende Anschläger und Tischler Dieter, der Maler und neue Vertrauensmann Bernd, der künftige Meister der B-Schicht Helmut, und Bernd, Brigadier und Waldläufer; unten: Nachdenken über die Güte. Jörg ist einer von sieben, die im Güteaktiv mitarbeiten; ganz links: Die Rechnung muß stimmen, die Minuten sind kostbar.



einer Sache überzeugt, marschiert sie konsequent drauflos, ohne Kompromisse gegenüber der Leitung und ihrem Kollektiv. Auch sich selbst gegenüber ist sie ehrlich."

Der FDJ-Sekretär: „Sie scheut keine Auseinandersetzung und so weht in ihrer Truppe der richtige Wind."

Der Obermeister: „Sie wirft Probleme auf, ist manchmal unbequem, aber bereit, auch die Lösung finden zu helfen."

Und Martina selbst: „Ich möchte, daß wir unsere Sache vorwärtsbewegen, daß jeder bewußt mitmacht." Deshalb streitet sie mit ihren Leuten über die Güte der Arbeit und mit dem Werkleiter über den ausgefallenen Meistertag. Deshalb freut sie sich, daß sie den Meckerkopp Detlev als Brigadier-Vertreter eingesetzt hat, ihn aus der Reserve locken konnte. Deshalb interessiert sie, was man auf den Baustellen von ihren Bädern hält. Deshalb möchte sie, daß beim nächsten praktischen Erfahrungsaustausch mit den Moskauer Häuserbauern unbedingt jemand von der Badzelle dabei ist, um die sowjetische Technik noch besser beherrschen zu lernen. Deshalb qualifiziert sie einen ihrer Besten als Meister für die andere Schicht und ringt mit dem Produktionsleiter um eine gerechte Prämie für ihre Mannen. Deshalb möchte sie nicht nur in der Kreisleitungssitzung Beschlüsse mit fassen, sondern einen abrechenbaren Auftrag übernehmen…

Und wenn sie dann und wann mit ihrer Unduldsamkeit gegen die Wand rennt, dann ist ihr Mann der beste Kamerad, der sie beruhigt, ihr neuen Mut macht.

Seit kurzem hat der Meisterbereich Reinhardt sich ein neues Ziel gesetzt: Zweiundzwanzig junge Arbeiter kämpfen um den Ehrennamen „Anton Saefkow", des Schlossers und Kommunisten, des standhaften Berliner Arbeiterfunktionärs in der Nacht des Faschismus. Wenn sie sich näher mit dem Leben ihres Leitbildes beschäftigen, werden sie bestimmt auch seine Worte lesen, die er kurz vor der Hinrichtung unterm Fallbeil in einem Abschiedsbrief seiner Tochter Bärbel widmete:

„Tausende junge Menschen werden einmal in einer besseren Welt leben. Denn Ihr seid ein Teil jener Kraft, die siegen wird. Sie ist unüberwindlich, weil sie menschlich ist. Vergeßt es nie, und nehmt unsere Opfer als Mahnung zur Tat für den Weg in ein besseres Morgen."

Ein Vermächtnis! Die Reinhardts machen keine großen Worte, doch sie wissen, daß sie es nur mit vorbildlicher Arbeit und gesellschaftlichem Einsatz erfüllen können. Sie sind dazu bereit.

★

Schichtschluß. Die Nacht ist um. Die Helden sind müde. Trotz der Panne zu Beginn haben sie es wieder einmal geschafft: Sieben Bäder rollen aus der Halle, sieben Familien, demnächst in Marzahn zu Hause, können sich freuen. Martina klopft dem Meister zufrieden auf die Schulter. „Macht's gut". Draußen zeigt sich der junge Tag von der besten Seite…

Hans-Jürgen Horn
erlebte bei einem Stadtbummel Pjöngjang,
die Hauptstadt der
Koreanischen Demokratischen Volksrepublik:

Stadt am Tedong-Fluß

Natürlich ist Pjöngjang mit seinen mehr als 1,5 Millionen Einwohnern schon Jahrhunderte alt, doch in seiner heutigen Gestalt tatsächlich erst 31 Jahre jung. Schließlich hatten die US-Amerikaner die Stadt im Zeitraum von drei Jahren in Schutt und Asche gelegt. Kein Haus, kein Baum waren unversehrt geblieben. Heute ist die Silhouette Pjöngjangs bestimmt von modernen Hochhäusern. Es gibt keine engen Hinterhöfe, statt dessen großzügig gestaltete Wohnviertel mit viel Platz für Licht und Sonne. Überall Parks und Springbrunnen und Grün in fast jedem Fenster. Alle Wohnungen hier sind mit sehr angenehmer Fußbodenheizung ausgestattet. Der Straßenverkehr fließt ruhig, Hast und Hektik sind unbekannt. Eine wahre Oase der Erholung und Freude ist der Manjongdae – Vergnügungspark (Bild links). Neben traditionellen Attraktionen gibt's auch eine supermoderne Achterbahn mit Doppelspirale. In diesem Park verbringt der Hauptstädter gern arbeitsfreie Wochenendstunden, und die Pjöngjanger lassen nicht nur bei der Achterbahn mit asiatischer Höflichkeit dem Ausländer den Vortritt. Genug Platz für einen Bummel bietet die Tschollima-Straße (Bild unten), wo neben Wohnbauten ein Sportkomplex, Geschäfte und der Kulturpalast des Volkes entstanden. Auch ein altes Stadttor (Bild ganz links) wurde originalgetreu wiedererrichtet, das Tedong-Tor, benannt nach dem gleichnamigen Fluß, der die Hauptstadt durchzieht und oft mit Ruderbooten voll fröhlicher Kinder belebt ist. Die Sorge um sie ist auch in der KDVR selbstverständliche Staatspolitik: Spielplätze in jedem Wohnviertel, Kinderkrippen und -gärten direkt in den Betrieben, medizinische Betreuung und kostenlose Schulbücher. Übrigens tollen die Kinder nicht nur in den Parks und Gärten nach Herzenslust herum. Sie pflegen sie auch. So findet man an jungen Bäumen kleine Schilder – mit den Namen der Jungen Pioniere, die diesen Baum liebevoll betreuen.

Aktivitäten im Mai

Die längst zur guten Tradition gewordene „Woche der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft" war auch in diesen Maitagen geprägt von vielfältigen Aktivitäten, die allesamt der weiteren Festigung unseres Bruderbundes dienten.

1. Auf einer festlichen Veranstaltung im Berliner Maxim Gorki Theater nahmen aus der Hand von Präsident Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED (am Rednerpult) Einheiten und Angehörige der Nationalen Volksarmee und der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland die DSF-Ehrennadel in Gold entgegen.

2. Am gleichen Tag erhielten von Vizepräsident Heinz Kuhrig aus Anlaß des 39. Jahrestages der Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus 33 Persönlichkeiten und 10 Kollektive aus der DDR und der UdSSR die höchste Auszeichnung der Organisation. So das Kollektiv DSF „Alberto Corvalan" aus dem Thomas-Müntzer-Schacht des Mansfeldkombinats „Wilhelm Pieck". Die Festansprache hielt das Mitglied des DSF-Zentralvorstandes, der Vorsitzende der DBD, Dr. Ernst Mecklenburg (Bildmitte).

3. Der ökonomische Leistungsvergleich gemeinsamer Schichten ist seit 1976 für die Metallurgen im Stahl- und Walzwerk Hennigsdorf und ihre Partner in Wolgograd eine jener Maß-

1

2

nahmen, um auf die Qualitätsparameter des Walzgutes entscheidend Einfluß zu nehmen. Nach guter Vorbereitung fuhren auch an diesem 8. Mai die Freunde aus dem Hennigsdorfer Walzwerk II und dem Elektrostahlwerk II eine Initiativschicht. Sie wurde zum eindrucksvollen Beleg der Leistungsbereitschaft aller DSF-Mitglieder dieses metallurgischen Großbetriebes. Bei einem Rundgang: Im Kommandostand unterhält sich der Forschungsingenieur Margret Krüger mit Minister Dr. Kurt Singhuber und DSF-Vizepräsident Heinz Kuhrig.

4. Der weltberühmte Pergamon-Altar war eine der zahlreichen Stationen einer DDR-Rundreise, die eine repräsentative Gruppe sowjetischer Kriegsveteranen unternahm. Unter den 35 verdienten Kämpfern befanden sich vier Helden der Sowjetunion. So die Krankenschwester Antonina Fillipowa, die in der Schlacht um Berlin eine große Anzahl Verwundete barg.

5. Zum Höhepunkt des Zentralen Festes der russischen Sprache wurde die Auszeichnung der Sieger der 20. Russisch-Olympiade der DDR. Als beste Bezirksmannschaft erwies sich zum vierten Male hintereinander die Karl-Marx-Städter Delegation. Ihr gehörte auch Madlen Czok aus Schwarzenberg an, die sich in der Berliner Kuckhoff-Oberschule der Prüfung stellte.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Hohlfeld (4), D. Steinberg, Interpress, FW-Archiv

3

4

5

Ein Denkmal für den Marschall

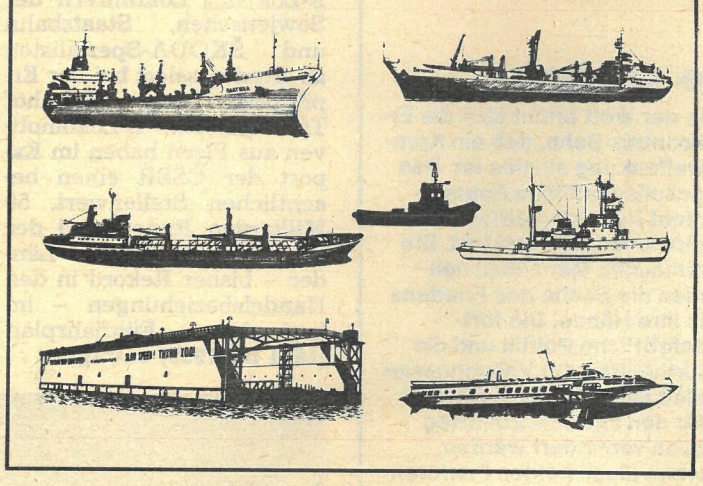
„Wir sind zum Angriff ohne Artilleriefeuer und Luftangriffe übergegangen... Es kam nicht auf die Eroberung Krakóws an, sondern darauf, es vor der Zerstörung zu retten." So hatte der Befreier dieser Stadt, Marschall der UdSSR Iwan Konew, Oberbefehlshaber der 1. Ukrainischen Front, in seinen Erinnerungen geschrieben. Alle historischen Baudenkmäler – die Tuchhallen (unser Foto), der Wawel, der Veit-Stoß-Altar, die Marienkirche, das Florianstor und die Gebäude der Jagiellonen-Universität – blieben von den Kampfhandlungen verschont. Dank Marschall Konews und seiner Truppen wurde die gesamte Stadt gerettet, war Kraków nach 1 960 Besatzungstagen am 19. Januar 1945 wieder frei. Auf dem Wawel wurde die weißrote Fahne gehißt, und in Moskau wurde anläßlich der Befreiung der historischen Hauptstadt Polens aus 324 Kanonen Salut geschossen... 39 Jahre nach diesem historischen Tag unterbreitete die Belegschaft von „Hydrokop", einem Betrieb für chemische Rohstoffe, den Vorschlag, Marschall Konew ein Denkmal zu setzen. Der Krakówer Vorstand der Gesellschaft für Polnisch-Sowjetische Freundschaft stimmte dieser Initiative zu und berief eine Organisationstruppe, die sich mit der Verwirklichung dieses Vorhabens befassen soll. Viele Betriebe, Institutionen und Organisationen versprachen ihre Hilfe. „Wir werden den Wojewodschaften, auf deren Gebiet die 1. Ukrainische Front gekämpft hat, die Mitwirkung an diesem Denkmal vorschlagen", sagte Stanisław Piwowarski, Vorstandssekretär der Gesellschaft für Polnisch-Sowjetische Freundschaft in Kraków. „Und wir rechnen mit der Unterstützung durch das Aktiv unserer Organisation und der Bevölkerung unserer Wojewodschaft. Das Interesse ist bereits heute sehr groß." Und das sowohl unter der älteren Generation, die jene Zeit noch gut in Erinnerung hat, als auch unter der Jugend. „Wir haben bereits einige Plätze in Augenschein genommen, wo es stehen könnte", sagte Zygmunt Wnek, Direktor von „Hydrokop", jenem Unternehmen, von dem die Denkmalsinitiative ausging und dessen Sitz sich in der Marschall-Konew-Straße befindet. „Es wird sicherlich im westlichen Teil Krakóws errichtet, von wo die Befreier damals gekommen sind. Wir wollen, daß unser Denkmal für den großen sowjetischen Heerführer des zweiten Weltkrieges zum 40. Jahrestag der Befreiung Krakóws fertig ist, müssen uns also beeilen, denn es bleiben nur noch wenige Monate Zeit."

Jacek Balcewicz, Interpress

Große Order – gute Offerten

Das Handelshaus von V/O Sudoimport in Moskau, Kaljajewskaja uliza 5, gilt bei Werften und Reedern in rund achtzig Ländern seit langem als besonders gute Adresse. Mehr als achthundert Partner rundum in der Welt halten zu der UdSSR-Außenhandelsvereinigung, die sämtliche sowjetischen Flotten und Werften vertritt, ständig enge Geschäftsverbindungen. Allesamt wissen sie die Order zum Bau von Schiffen – vielfach in Höhe von Milliarden Rubel – sowie die attraktiven Exportangebote des UdSSR-Schiffbaus hoch zu schätzen. Seit Sudoimport – ihrerseits weltgrößter Schiffsimporteur – ausgangs der 50er Jahre erstmals Schiffe und Schiffsausrüstungen zu exportieren begann, lieferten UdSSR-Werften bisher über 2600 Stückgutfrachter, Massengut-Transporter, Tragflächenboote, Schwimmdocks, Schlepper, Schwimmbagger und -krane, Trawler, Kühlschiffe und Kutter mit einer Gesamttragfähigkeit von 2,5 Millionen Tonnen an ausländische Kunden. So hat beispielsweise die DDR, deren Schiffbauer allein im zurückliegenden Jahrzehnt 461 Schiffe für die UdSSR-Flotte lieferten, auch eine Reihe von Schiffen unter ihrer Flagge, die auf sowjetischen Werften vom Stapel liefen. So den Eisbrecher „Stephan Jantzen", die 38 000-Tonnen-Massengutfrachter „Gröditz" und „Premnitz", die Spezialschiffe für den Holztransport „Heidenau" und „Rabenau" sowie die bewährten Schlepper vom „Bison"-Typ. Den führenden Platz im Handelsumsatz von Sudoimport nehmen die sozialistischen Länder ein, mit denen zwei- oder mehrseitige Abkommen über Spezialisierung und Kooperation bei der Produktion von Schiffen und Schiffsausrüstungen bestehen. Daraus resultierende Order sichern den Werften der RGW-Partner den Bau von Schiffen in großen Serien. Ähnlich vorteilhafte, langfristige Aufträge verbuchen auch die Schiffbauer Finnlands, Jugoslawiens und Japans. Rund hundert verschiedene Schiffstypen werden gegenwärtig auf UdSSR-Werften gebaut, und von ihnen wird V/O Sudoimport, im dreißigsten Jahr seiner weltweiten Geschäftstätigkeit, wiederum einige Dutzend – siehe Zeichnung – mittelgroße Massen- und Stückgutfrachter, Hafen- und Hochseeschlepper, Schwimmdocks sowie Tragflächenboote an ausländische Reeder liefern.

Helmuth Dietrich



Heimkehr mit einem Hattrick

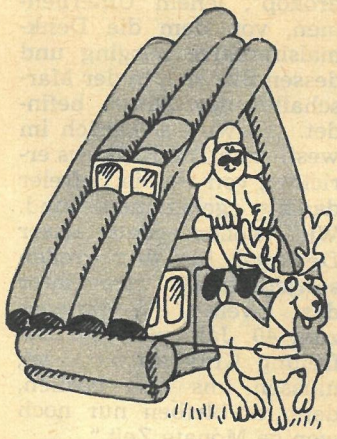
Nach dem Flugzeugunglück, bei dem vor einigen Jahren auch die Fußballer von Pachtakor Taschkent ums Leben kamen, delegierten verschiedene sowjetische Klubs Spieler in die usbekische Hauptstadt, um dort den Neuaufbau einer Oberligamannschaft zu gewährleisten. Zu ihnen gehörte auch Andrej Jakubik von Dynamo Moskau, der sich in Taschkent zu einer Stütze der neuen Elf entwikkelte. Nach Saisonabschluß

Ende November '83 nahm der inzwischen Dreiunddreißigjährige Abschied vom Leistungssport und kehrte wieder nach Moskau zurück. In der darauffolgenden UdSSR-Meisterschaft fand Pachtakor zunächst keinen Rhythmus – in sechs Spielen wurden nur zwei Punkte geholt. Das brachte Cheftrainer Istvan Sekec auf die Idee, Jakubik zu fragen, ob er nicht wieder zurückkommen könne. Jakubik entsprach dem Hilferuf, und schon in seinem ersten Spiel – beim 3:1 gegen Dynamo Moskau – schoß er alle drei Tore! Damit brachte er es auf 101 bei UdSSR-Meisterschaftsspielen erzielte Treffer, womit er der 20. Spieler in der sowjetischen Fußballgeschichte wurde, der auf 100 und mehr Meisterschaftstore kam. Folglich ist er auch Mitglied des berühmten Fedotow-Klubs der Torschützen – inzwischen bereits mit 110 Toren! „Obwohl ich in den letzten Monaten nur mit Waldläufen beschäftigt war, ist die unbändige Lust und die Freude am Spiel noch die gleiche wie früher", erzählt Jakubik. „Als mich Sekec bat, der Mannschaft zu helfen, zögerte ich keinen Augenblick. Zwei Wochen vor meinem ersten Einsatz trainierte ich mit der Reserve, doch muß ich zugeben, daß ich nach dem Spiel gegen Dynamo Moskau ganz schön ausgelaugt war." Trainer Sekec freute sich riesig über Andrejs „Heimkehr" und sagte: „Wer jahraus, jahrein mit soviel Hingabe Fußballer war wie Jakubik, der ist auch in der Lage, noch länger zu spielen als nur bis morgen. Sergejs Rückkehr hat zwei Gründe: Pachtakor braucht ihn und er braucht Pachtakor. Wenn's nicht so wäre, würde er nicht so hart trainieren, wie er's gegenwärtig tut."

Adi Kodym

● Am Rande

Bei den Nenzen im hohen Norden der Sowjetunion ist das traditionelle Filzzelt noch nicht aus der Mode. Den Rentierzüchtern leistet es noch gute Dienste. Um den Männern in ihrem schweren Beruf etwas Komfort zu ermöglichen, wurde ein transportabler Haustyp entwickelt. Damit sich auf dem Dach kein Schnee ablagert, kein Regenwasser sammelt und der Wind nicht am Hause rütteln kann, wurde die vertraute Form des Zeltes beibehalten. In



dem neuen Rentierzüchterdomizil haben nun Mensch, Haustier und Schlitten separate Räume.

● Wörtlich

In der Welt bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß ein Kernwaffenkrieg sinnlos ist. Das gesellschaftliche Engagement hat sich weltweit explosionsartig verstärkt. Die einfachen Menschen nehmen die Sache des Friedens in ihre Hände. Die fortschrittliche Politik und die Aktivitäten der Volksmassen sind die wichtigste Gewähr für den Frieden. Ein Krieg kann verhindert werden, wenn diese beiden Faktoren zusammenwirken.
Prof. Dr. phil. Fjodor Burlazki, UdSSR,
Vizepräsident der Vereinigung für politische Wissenschaften

● Gelesen

Auf unserem Planeten werden jede Minute durchschnittlich 146 Menschen geboren, jede Stunde – 8760, in einem Jahr wächst die Bevölkerung fast um 77 Millionen Menschen. Interessant ist, daß die Milliarde erst 1800 erreicht wurde, wofür nach Meinung der Wissenschaftler ca. 2,5 Millionen Jahre gebraucht wurden. Dafür aber, daß sich die Zahl von 3 auf 4 Milliarden erhöht hat, brauchte die Menschheit nur 15 Jahre.
„Sozialistitscheskaja Industrija"

Probefahrt

Alltag im Warenaustausch UdSSR–ČSSR: Eine neue E-Lok mit Lokführern der Sowjetischen Staatsbahn und ŠKODA-Spezialisten an Bord passiert bei der Erprobung den Bahnhof Tscheljabinsk. E-Lokomotiven aus Plzeň haben im Export der ČSSR einen beachtlichen Stellenwert. 50 Milliarden Rubel wird der Warenumsatz beider Länder – bisher Rekord in den Handelsbeziehungen – im laufenden Fünfjahrplan (1981 bis 1985) betragen.

Blutspende

„Gespendetes Blut – gerettetes Leben" heißt die Losung, mit der das tschechoslowakische Rote Kreuz die Bevölkerung unseres Nachbarlandes zu Blutspenden aufruft. Die Mitarbeiter und Helfer des Roten Kreuzes der ČSSR, das auf ein 65jähriges Wirken zurückblickt, erhalten von den zahlreichen freiwilligen Spendern so gute Unterstützung, daß der Bedarf des ČSSR-Gesundheitswesens an Blutkonserven und Frischblut voll gedeckt wird. Momentaufnahme in der Klinik von Kladno: Ruhig und einfühlsam arbeitet die Assistentin mit dem Spender.

Kopfputz

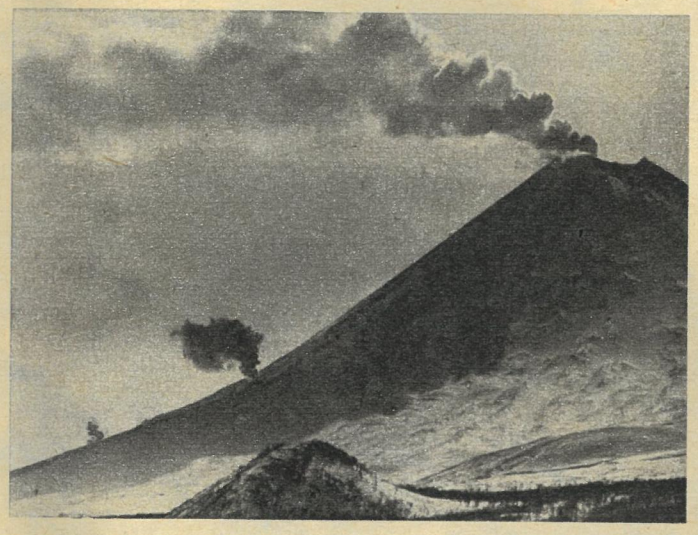
Den wohl eigenwilligsten Kopfschmuck tragen in Rumänien nicht etwa die Frauen. Zur Volkstracht der Männer aus dem bergigen Kreis Bistrita gehören solche prächtigen Hüte aus buntschillernden Federn des radschlagenden Pfaus.

Kasachenbad

Wer von Alma-Ata spricht, nennt eine Reihe klangvoller Namen: Medeo, Alatau... Bald dürfte auch dieser neue Name zum Begriff werden: Arassan. Dahinter verbirgt sich ein modernes Freizeitzentrum. Einer der Anziehungspunkte ist der prunkvolle Massageraum des türkischen Bades (Foto links). Reizvoll ist auch die Architektur der anderen Einrichtungen, der russischen und finnischen Bäder sowie der Teestuben.

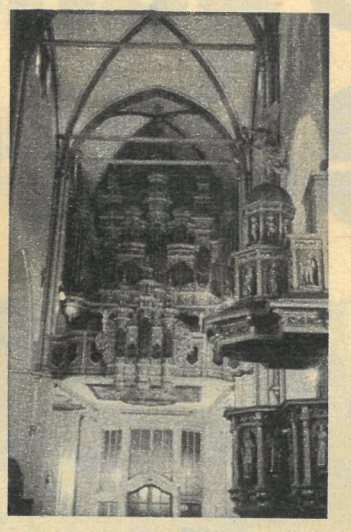
Mineralneuheit

Pijpit und Tolbatschik heißen die beiden neuen Minerale, die in etwa neun Jahre altem Lavagestein auf Kamtschatka entdeckt wurden. Während sich der Name Tolbatschik auf den Fundort, das Tolbatschikmassiv in der Kljutschewskaja-Vulkangruppe (Foto unten) bezieht, wurde das Pijpit nach dem ersten Direktor des sowjetischen Instituts für Vulkanologie, Boris Pijpa, benannt. Pijpit ist stark kupferhaltig. Seine grünen malachitähnlichen Kristalle sind 3 cm lang.



Doppelkonzert

Die Orgel des Rigaer Doms spielt wieder. Seit 1981 befand sich das Instrument, eines der besten Europas, in der Generalüberholung. 6700 Pfeifen – die größte mißt 10 Meter und die kleinste 13 Millimeter – mußten die lettischen Orgelbauer unter Leitung von Gunnar Dalmanis und die holländischen Kollegen der Firma „Flentron" prüfen bzw. instandsetzen. Auf der rekonstruierten Orgel können nunmehr zwei Organisten vierhändig konzertieren.

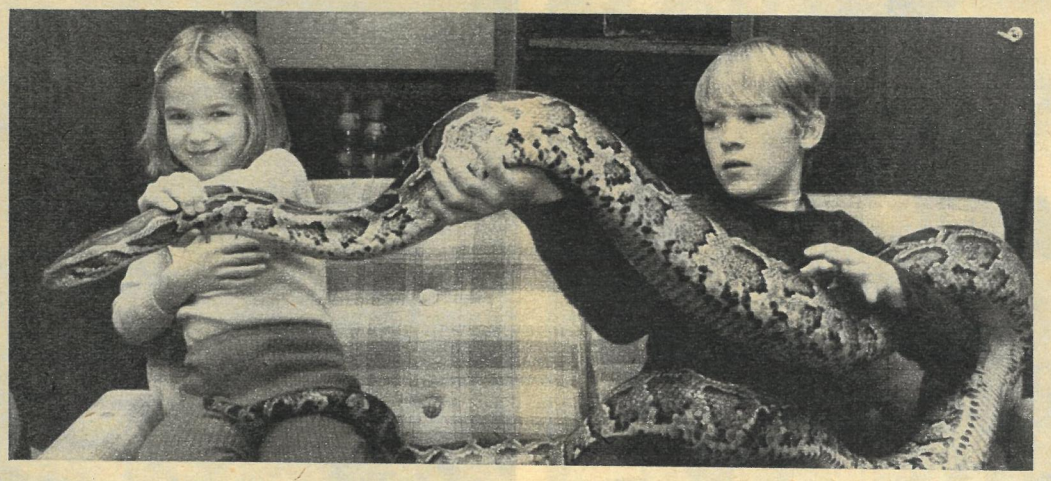


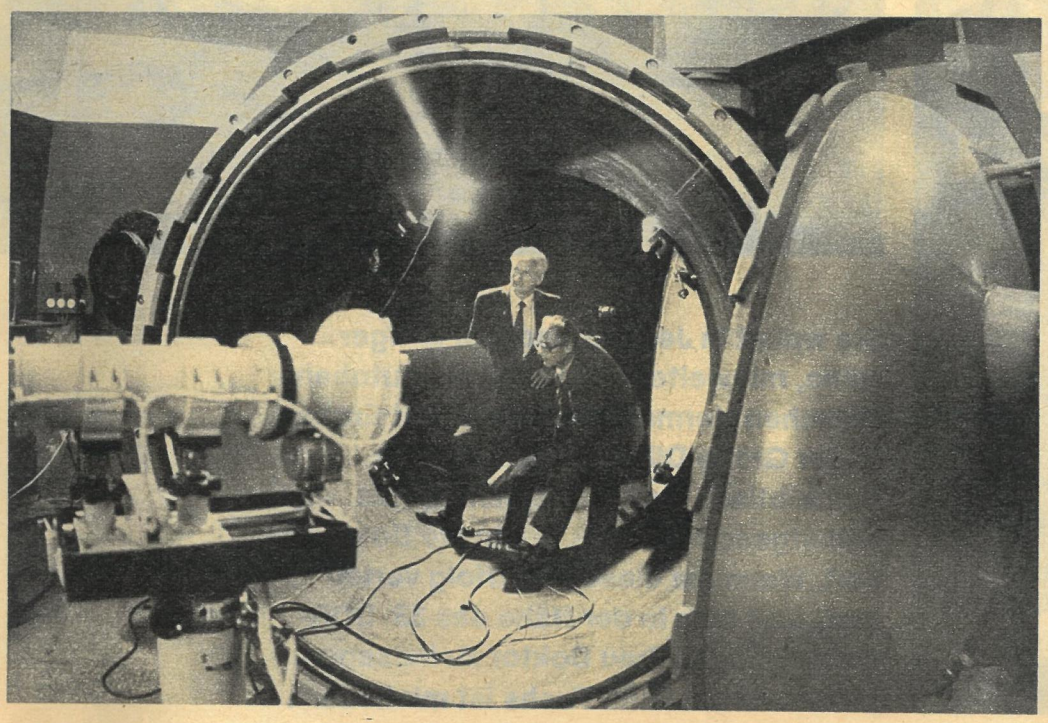
Studentenfleiß

Ihr 25jähriges Jubiläum beging kürzlich die Pädagogische Hochschule Hanoi. Mehr als 8500 Lehrer erhielten hier ihre Ausbildung. Studium und Arbeit sind an dieser Bildungseinrichtung eng verbunden. Unter fachlicher Anleitung haben in den letzten fünf Jahren die Studenten und ihre Lehrer drei vierstöckige Seminargebäude, fünf Studentenheime und drei Lehrerwohnhäuser errichtet. Aus UNICEF-Mitteln wurde das Fremdsprachenkabinett (Foto links) modernisiert.

Haustier

Der größte Python, der in Ungarn privat gehalten wird, ist das Lieblingsspielzeug des elfjährigen Attila Zachár und seiner Schwester Edina. Wann immer sie wollen, können die Geschwister beim Nachbarn klingeln und den 3,5 Meter langen Tigerpython, der mit 30 Kilo genausoviel wiegt wie Attila, abholen. Gábor Nagy, der Nachbar, ist Mitglied eines Terrarienklubs in Budapest.





Prognoseeffekt

Eine Milliarde Rubel im Jahr soll der ökonomische Nutzen ausmachen, der in der Sowjetunion durch Präzisierung der Wettervorhersagen um nur ein Prozent erreicht werden könnte. Das ist die Ansicht des Leiters des Instituts für Optik der Atmosphäre der UdSSR, Akademiemitglied Dr. sc. Wladimir Sujew (im Foto links). Als praktischer Beitrag dazu wurde an diesem Institut ein Laser-Spektrometer entwickelt, mit dessen Hilfe das Absorptionsvermögen der Erdatmosphäre erforscht werden konnte. Mittels spezieller Lasergeräte könne, so Sujew, die Wetterprognose in Zukunft wesentlich verbessert werden.

● Kurz berichtet

Vor 50 Jahren wurde zum ersten Male der Titel „Held der Sowjetunion" verliehen. Anatoli Ljapidewski ist die „Nummer 1". Der Flieger rettete 1934 mit seinen sechs Kameraden, die ebenfalls als Helden ausgezeichnet wurden, die berühmte „Tscheljuskin"-Expedition aus dem Eis. Seitdem erhielten 12500 Persönlichkeiten den Goldenen Stern. 130 Persönlichkeiten wurde der Titel „Held der Sowjetunion" zweimal, Semjon Budjonny, Iwan Koshedub und Alexander Pokryschin dreimal und Georgi Shukow viermal zuerkannt.

● Splitter

Der neue Traktorenriese T-800 aus Tscheljabinsk räumt mittels Zugvorrichtung 800 Kubikmeter Erdreich je Stunde unter schwersten sibirischen Bedingungen.

Wohlauf befindet sich der Patient, dem im vergangenen Jahr erstmalig in der ČSSR ein Lebertransplantat implantiert wurde.

2,3 Millionen Urlauber aus dem eigenen Lande erwarten in diesem Sommer die Sanatorien, Erholungsheime und Touristenherbergen Bulgariens.

Die vermutlich größte Frau der Welt ist mit 2,42 Metern die zwanzigjährige Chinesin San Tschang Lin.

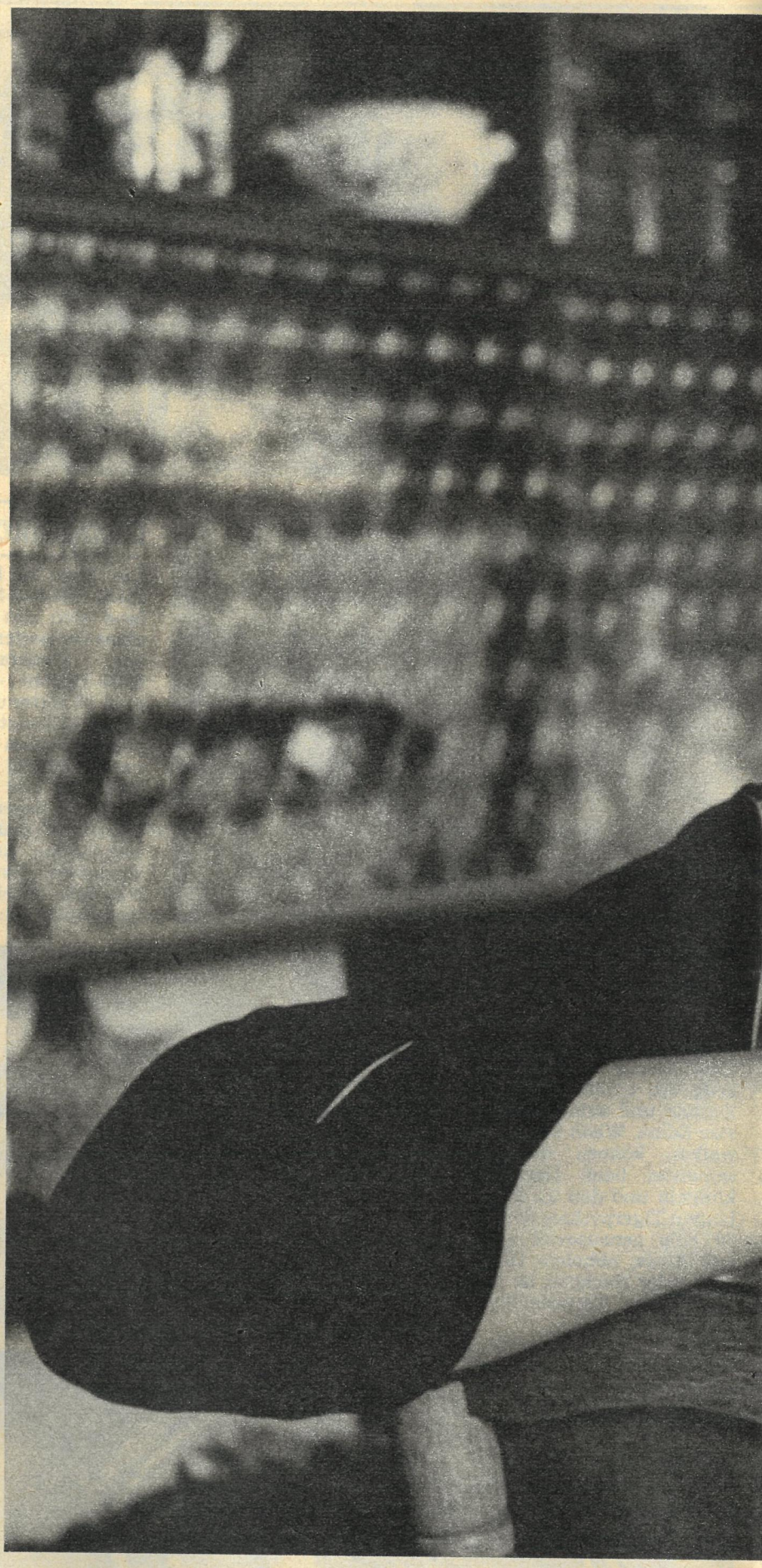
● Gewöhnlicher Kapitalismus

Aufgrund seiner langjährigen Untersuchungen kam der schwedische Mediziner Dr. J. Ramström zu dem Schluß, daß die meisten Rauschgiftsüchtigen mit dem „Sortierapparat der privatkapitalistischen Marktwirtschaft" nicht zurechtgekommen seien, daß das Elend der Jugendarbeitslosigkeit „zu einer äußerst ernsten Krisensituation" führe, „die zur Flucht in die negative Identität ermuntert, wie sie das Rauschgift bietet". Aus offiziellen Quellen geht hervor, daß etwa die Hälfte aller Drogensüchtigen in der BRD arbeitslose Jugendliche oder Schulabgänger ohne Lehrstelle sind. 150 Drogentote jährlich wurden in der BRD Anfang der 70er Jahre registriert, gegenwärtig über 400. Die BRD ist heute – wie aus einem Bericht des UN-Suchtgift-Kontrollamtes hervorgeht – das Land mit dem größten Heroinmißbrauch in Westeuropa.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: D. Steinberg; ZB/Agerpres, ČTK, MTI, TASS, VNA; TASS/W. Kasanzew, B. Klipinizer, I. Wainstejn; Vignette: D. Schüler

Sie war die weltbeste Speerwerferin der siebziger Jahre, viele sagen, sogar die beste, die es je gab. Von Ruth Fuchs ist die Rede – einer nicht nur in den Stadien ungewöhnlichen Frau, die sich nach neunzehn Wettkampfjahren mit einem Glückwunsch an die 1980 vergoldete Kubanerin Maria Colon vom „großen Sport" verabschiedet hat (Bild unten). FREIE WELT besuchte sie dieser Tage.

Die Jahre ohne Speer



Sie wohnt in Jena-Lobeda, in luftiger Höhe, mit weitem Blick auf die Autobahn zwischen Hermsdorfer Kreuz und Erfurt. In der Größe DIN A 4 liegt auf dem Schreibtisch ihr derzeit wichtigstes, weil selbstgeschriebenes Buch: die Doktorarbeit. Wenn sie diese mit Erfolg verteidigt, darf man in der Nähe des 35. DDR-Geburtstages Frau Doktor zu ihr sagen. „Aber einfach Ruth Fuchs ist mir lieber".

Aus Interviews und Gesprächen in fast anderthalb Jahrzehnten stammen aphoristische Sätze von Ruth Fuchs, die aufzubewahren sich ebenso gelohnt hat wie die zuweilen philosophischen Beschreibungen ständig neuer (nicht nur rein sportlicher) Lebenserfahrungen und -ansichten. Weil sie meistens siegte, machte sie sich oft auch Gedanken darüber, „was wohl ist, wenn eines Tages das unabwendbare Gegenteil eintritt". Obwohl sie Mißerfolge an einer Hand abzählen konnte, hatte sie zu Sieg u n d Niederlage ein gleichermaßen beispielhaftes Verhältnis.

„Von allen Siegen sind die besonders schwer erkämpften die schönsten."

„Sieger werden ist leichter als Sieger bleiben."

„Auch eine noch so lange Kette von Siegen sollte dich nicht zu dem Glauben verleiten, daß du morgen sowieso wieder siegst. Niemand gewinnt im Sport sowieso."

„Im Sport kann es nicht nur Sieger geben, aber jeder sollte darum kämpfen, einer zu werden."

„Wenn du Gefahr läufst, dich ans Gewinnen zu gewöhnen, denke daran: Ganz bestimmt kommt der Tag, da du lernen mußt, auch verlieren zu können. In einem solchen Augenblick ist nicht zuallererst wichtig, d a ß du verlierst, sondern w i e du verlierst."

„Schiele nicht immerfort nur nach dem Besten, sondern baue auf deine eigenen Fähigkeiten, glaube an dich und deine Chance, noch besser zu sein als der Beste. Denn es kann schon mal vorkommen, daß du zwar den Besten besiegst, er aber Fünfter wird – und du Vierter. Du willst doch gewinnen!"

Schon zweifache Olympiasiegerin, zwischendurch auch Europameisterin und als viermalige Weltrekordlerin bereits bei 69,12 m angelangt, war die scheinbar unschlagbare „Miss Javelin" beim Weltcup 1977 in arge Bedrängnis geraten. Doch im Angesicht einer kaum noch abwendbaren „Niederlage ohne Leistung", wie sie sagte, kehrte sie zwei ihrer schönsten Eigenschaften hervor: Den Willen und die Zuversicht, selbst einer völlig verkorksten Vorstellung wie dieser doch noch Glanzlichter aufzusetzen. „Mich hätte", meinte sie damals, „eine Niederlage nicht traurig gemacht, wenn ich sie mit einer guten Leistung, ohne mir eigenes Versagen vorzuwerfen, hätte hinnehmen müssen. Mich bedrückte, daß ich den richtigen Abwurfwinkel nicht fand, nicht über 60 m kam und im dritten und vierten Durchgang mit 53,22 und 50,50 m Weiten erzielte, die ich bei mir gar nicht mehr kannte. Wie konnte diese Talfahrt nur zustande kommen?"

Doch in dem Moment, da alles vorbei und vertan schien, verabschiedete sich die weltbeste Speerwerferin von ihrer ungewohnten Rolle als „Kellerkind" und handelte nach der Weisheit: Wer das Tal überschauen will, muß auf den Berg steigen. „Jetzt, so sagte ich mir, kommt deine letzte Chance, vielleicht doch noch zu gewinnen. Als ich zum Abwurf ging, ließ ich Aufregung, Nervosität und Enttäuschung zurück und versuchte, mich noch einmal voll zu konzentrieren und mir einzureden: Die Flinte ins Korn werfen? Niemals! Um zu gewinnen, mußte ich Nadeshda Jakubowitschs 62,02 m überbieten. Ich warf 62,36 m. Oft in meinem Leben erzielte ich mit dem letzten Wurf meine beste Weite, aber noch nie zuvor gewann ich erst mit dem letzten Versuch. Gefragt, ob denn so etwas nicht auch mal ganz interessant sei, habe ich geantwortet: Interessant schon, aber nicht schön. Bewiesen war damit nur ein weiteres Mal, daß ein Wettkampf erst zu Ende ist, wenn der letzte geworfen hat. Ganz sicher ist auch das eine der schönen Seiten des Sports."

Innerlich erregt („sogar ein bißchen verzweifelt") war Ruth Fuchs allemal, als sie dem „Versager", wie sie sich ausdrückte, entgegensteuerte. „Aber ich habe das nicht offenbart, sondern Gelassenheit zur Schau getragen. Keine Konkurrentin sollte merken, wie ich litt, als ich fünfzig Meter weit warf..." Wer die Jenaerin, die in den dreieinhalbtausend Tagen ihrer glanzvollen Karriere tief in Philosophie und Wesenszüge des Sports eindrang, Jahre später an diesen Wettkampf erinnerte, lernte in ihr einen nach

Die Jahre ohne Speer

ständig neuen Erkenntnissen suchenden Menschen kennen. „Zuerst dachte ich, ich hätte versagt – trotz des Sieges. Doch dann verstärkte sich der Gedanke, daß dieser Auftritt eigentlich ein unvergeßliches Erlebnis für mich war: ein großer Sieg über mich selbst. Zudem hatte ich die sicherlich nicht nur sportliche, sondern fürs ganze Leben brauchbare Erfahrung gemacht, daß es nicht einfach ist, nach einer Menge sonniger Tage plötzlich im Regen stehen zu müssen. Die Frage, ob mich damals die sonnigen Tage – die Erfolge – womöglich schon etwas verwöhnt hatten, stellte ich mir noch lange danach."

★

1979, anläßlich des 30. Jahrestages unserer Republik, gab's eine „Sportlerumfrage DDR 30". Die 30 besten und populärsten Sportlerinnen, Sportler und Mannschaften in drei Jahrzehnten DDR wurden gesucht. Als Wählerin zu Wort gemeldet hatte sich Marlies Göhr, schon damals die Frau mit den schnellsten Beinen der Welt. „Ich habe unseren Mannschaftskapitän Ruth Fuchs auf Platz eins gesetzt. Ich bewundere sie nicht nur ihrer Sieghaftigkeit, ihrer Weltrekorde wegen. Ich sehe in ihr vielmehr eine der bemerkenswertesten Sportlerpersönlichkeiten, die die DDR hervorgebracht hat. Sie ist eine Frau, die trotz ungewöhnlicher Leistung nicht nur aus Speerwerfen besteht, sondern mit und durch den Sport als Mensch in die Rolle eines Vorbildes hineinwuchs. Sie ist klug und ein guter, ehrlicher Kamerad. Was sie sagt, hat Hand und Fuß. Ich kann mich nicht erinnern, unter den vielen Ratschlägen und Hinweisen auch nur einen einzigen gehört zu haben, der für mich selbst nicht brauchbar war. Ruth wirft eben nicht nur gut, sie denkt auch gut. Und sie gibt das, was sie weiß und an eigener Erfahrung gemacht hat, an andere weiter. Sie sagt nie ‚ich, die Ruth Fuchs', sondern immer ‚wir' – was Wunder, daß sie jahrein, jahraus unser Kapitän war..."

Daß Täve Schur, ein von Generation zu Generation sich vererbendes Popularitäts-Synonym unseres Sports, für den Skilangläufer Gerhard Grimmer und die Speerwerferin Ruth Fuchs die beiden ersten Umfrage-Plätze reservierte, war auch von ihm nicht so einfach hingeschrieben worden. „Was diese beiden geleistet haben, war für sie nie Selbstzweck. Mit ihren Siegen und vor allem dem W i l l e n zu siegen, rissen sie andere mit. Lebensmaxime zu entwickeln, war auch ihr eigentliches Motiv, Sportler zu sein."

Eine Begegnung mit Ruth Fuchs ist

Sieben Jahre Kapitän der Frauen-Nationalmannschaft, so auch immer Vorsitzende des „Elferrates", wenn's um die Taufe neuer Auswahlmitglieder ging. Hier sitzen sie wieder, 1976 im Sommer. Links und rechts von Ruth Fuchs Olympiasieger und Weltrekordler wie sie selbst: Renate Stecher, Rosemarie Ackermann, Burglinde Pollack, Marianne Adam, Gunhild Hoffmeister, Ellen Streidt, Peter Frenkel ...

heute nicht anders als früher. Bei Kaffee und Kuchen gibt es viel zu erzählen – wie damals, als die Speerwerferin mit Leib und Seele sich nie einen sportlichen Gartenzaun zog, indem sie einmal sagte: „Mit dem Reifer- und Älterwerden gewöhnte ich mir ab, beim Aufzählen meiner Hobbys auch Lesen und Musik anzugeben. Ich halte beides im alltäglichen Leben für unverzichtbar." Sie hat eine neue Frisur, so was wie Wuschelkopf, und sich eine charmante Dalmatinerhündin zugelegt, namens Nancy.

Die Medizinisch-technische Assistentin stattete sich auch mit einem zweiten Beruf aus: Ihre Diplomarbeit an der DHfK in Leipzig erhielt die Note „Sehr gut". Auch wird es wohl nicht mehr lange dauern, bis sie eine Frau Doktor ist. Obwohl erst Ende August fällig, ist ihre Dissertation schon geschrieben und bereits gebunden. Über 180 Seiten hat sich Ruth Fuchs mit der Motivationsentwicklung im Kinder-, Jugend- und Erwachsenensport beschäftigt. Die vorfristige Beendigung der Arbeit und die Zeit bis zu deren Verteidigung gibt der „Füchsin" die Chance, sich intensiv mit der englischen Sprache zu befassen. Die Studien der russischen liegen schon längst hinter ihr. Wenn alles gut geht, wird im Herbst „Dr. Fuchs" an der Tür stehen.

Als Zehnte der ewigen Weltbestenliste war die 21jährige kubanische Speerwerferin Maria Caridad Colon über die Schwelle der olympischen Saison 1980 getreten. Nun wurde sie Goldmedaillengewinnerin, und sie löschte dabei den olympischen Rekord einer Frau aus, über die sie am Abend, als alles vorbei war, sagte: „Durch Ruth Fuchs, vor allem durch sie, habe ich erfahren, was man zu leisten imstande ist." Für die Jenaerin selbst bedurfte es indes längerer Zeit, bis sie dieses sagte: „Mein größter Sieg war die Überwindung meiner empfindlichsten Niederlage. Wohl nie zuvor habe ich gründlicher über mich nachgedacht als damals, und ich erkannte: Wenn du tief in dich hineinhorchst, dir nichts vormachst und keine ‚Schuldigen' suchst, kann ein Mißerfolg tatsächlich dein Lehrmeister werden."

Wieder zu Hause und nun unwiderruflich keine Speerwerferin mehr, stürzte sich Ruth Fuchs ins Studium. Binnen drei Monaten schrieb sie ihre Diplomarbeit, und als ihr wegen des „Sehr gut" das Angebot gemacht wurde, zu promovieren, sagte sie zu. „Jeder sportliche Sieg, nicht nur der ‚wichtige', war physisch und psychisch ein ungeheurer Kraftakt. Gelernt, wie man sich durchbeißen muß, begann ich, meine Dissertation zu schreiben. Ich wollte damit vor allem mir selbst aufs neue beweisen, daß ich nicht nur den Speer weit werfen konnte, und ich büffelte – auch wenn's zuweilen noch so schwerfiel – Tag und Nacht. Dabei merkte ich immer wieder, was mir der Sport so alles mit auf den Weg gegeben hatte. Und weil mir als Speerwerferin nichts geschenkt wurde, sondern fast alles mit harter Arbeit erreicht werden mußte, wollte ich nur eines: nicht als ‚die Fuchs' promovieren, sondern einfach als Ruth Fuchs ..."

Sie freute sich über jeden Sieg, nicht nur über die „großen". Manchmal geriet sie aus dem Häuschen, tagelang. „Und dann hat der Trainer gesagt: ‚Jetzt hast du noch eine Woche Zeit, dich zu freuen, dann fangen wir nämlich wieder von vorn an.' Und wenn ich ihn fragte, warum sind alle so selig über meine und unsere Siege, nur du nicht? – dann antwortete er: ‚Und was ist morgen?' Im Laufe der Zeit wurde mir klar, daß er recht hatte. Anders wäre es nie möglich gewesen, Sieger zu werden und Sieger zu bleiben."

Sie war sich als Sportlerin und langjähriger Nationalmannschaftskapitän der Unvereinbarkeit von Individualität und Individualismus immer bewußt – „ich wollte nie auf Kosten anderer die Beste von allen sein, denn der Spruch ‚Keiner siegt ohne den anderen' ist wie ein Lehrsatz." Als sie nach Montreal '76 ihre Rücktritts-Absichten fallenließ, gestellte sich in den darauffolgenden Jahren zur unbändigen Freude über viele neue Siege und Weltrekorde eine besondere Genugtuung: „Irgendwie fühlte ich damals, ich würde noch gebraucht. Zum Beispiel von meiner jungen und hoffnungsvollen Trainingsgefährtin Petra Felke, die an die Fortsetzung meiner Laufbahn Erwartungen knüpfte, die ich nicht enttäuschen wollte." Wie sehr sich die weitere Trainingsgemeinschaft von damals gelohnt hat, wurde in den Maitagen dieses Jahres offenbar: Petra Felke verfehlte in Celje mit 74,72 m den Weltrekord der Finnin Tiina Lillak nur um vier Zentimeter – „mit dem Wurf meines Lebens, alles stimmte, denn ich sah den fliegenden Speer nur noch als Punkt." Auch eine andere aus der „Jenaer Schule", die erste 70-m-Werferin der DDR, warf in Celje mit 72,16 m weiter als je zuvor: Antje Kempe. „Nun hat mich Petra um fast fünf, Antje um mehr als zwei Meter übertroffen. Darüber freue ich mich wie früher über einen eigenen Sieg."

Und in den Tagen danach saß die neugewählte DVfL-Vizepräsidentin Ruth Fuchs zu Hause auf der Stadiontribüne und sah Petra und Antje sowie alle anderen DDR-Leichtathleten nach Herzenslust um große Leistungen kämpfen. „Es ist kein Pappenstiel, nach Jahren der Mühen und Hoffnungen den Weg nach Olympia '84 verlassen zu müssen. Doch es ist schön zu wissen, daß die Athleten die folgerichtige Entscheidung unseres NOK verstehen und kein Nachlassen dulden. Besser können sie gar nicht antworten, als entschlossen weiterzumachen."

Hans Richard Vollbrecht

Fotos: P. Kroh (2), W. Schulze, privat.

Ruth Fuchs – weltbeste Speerwerferin der siebziger Jahre

Geboren am 14. Dezember 1946 in Egeln. Wohnhaft in Jena-Lobeda. Medizinisch-technische Assistentin, Diplomsportlehrerin, Promovendin (Dr. päd.) an der DHfK, Vizepräsidentin des DVfL der DDR. Im Sport 27 Trainings- und (als Speerwerferin) 19 Wettkampfjahre. Ihre größten Erfolge: Olympiasiegerin 1972 und 1976; Europameisterin 1974 und 1978; Europameisterschafts-Dritte 1971; dreifache Europa- und zweifache Weltcupsiegerin; sechsmalige Weltrekordlerin: 65,06 m (1972), 66,10 (1973), 67,22 (1974), 69,12 (1976), 69,52 (1979), 69,96 (1980); zwischendurch (1978) mit 69,16 m Europarekordlerin; elffache DDR-Meisterin. Von 1973 bis 1980 Kapitän der DDR-Leichtathletik-Nationalmannschaft (Frauen).

Ende Januar dieses Jahres verlas der US-Präsident vor dem Kongreß einen Bericht, in dem die Sowjetunion bezichtigt wird, sie „habe womöglich eine Reihe von Abkommen auf dem Gebiet der Kontrolle über die Rüstungen verletzt". Dem aufmerksamen Leser fielen sofort solche vagen Aussagen ins Auge wie: „mögliche Verletzungen", „widersprüchliche Angaben" und „konnten zu keiner bestimmten Schlußfolgerung gelangen"... Fragen der Rüstungsbegrenzung sollten nicht mit Vermutungen und Spekulationen aus „gut unterrichteten Kreisen" belastet werden, stellten selbst amerikanische Beobachter fest. „Nicht durch Fakten belegt, vom militärischen Standpunkt aus unerheblich und vom diplomatischen Standpunkt aus unklug", so kommentierten zum Beispiel Gerard Smith und Paul Warnke, ehemalige Direktoren des Amtes für Rüstungs- und Abrüstungskontrolle, und der frühere stellvertretende CIA-Chef Herbert Scoville, das Blendwerk Reagans vor dem Kongreß.

Die Anfrage des Lords

Die Erfindung, die Sowjetunion verletze gültige Verträge, ist so alt, solange es bindende Verträge zwichen den USA und der UdSSR gibt, und sie wird vor allem dann wieder aufpoliert, wenn die USA – aus welchen Gründen auch immer – selbst die Verträge durchlöchern wollen.

Wirft man einen Blick auf die amerikanische Außenpolitik der letzten Jahrzehnte, entdeckt man einen Mechanismus, der in Betrieb gesetzt wird, wenn neue Waffen und die Rüstungsetats zur Disposition stehen. Die plötzlich auftretenden „Waffenlücken" sind ein nicht unerhebliches Detail in diesem Getriebe; so kennt man nun schon die „Bomberlücke" und die „Raketenlücke", die „Panzerlücke" und das „Fenster der Verwundbarkeit", eine „Lücke in der Verteidigungskonzeption". Die Rüstung lief dann nach solchen Feststellungen stets auf Hochtouren. Doch dieser Mechanismus hat noch ein weiteres Schmiermittel: der Versuch, die sowjetische Vertrauenswürdigkeit auszuhöhlen, der immer wieder genährte Zweifel an der Vertragstreue der UdSSR. „Den Russen sollte man nicht trauen", lautet die Devise bereits seit jenem Tage des Jahres 1917, als die junge Sowjetrepublik den Frieden zur Staatsdoktrin erklärt hatte.

In das imperialistische Gerangel und Gezänk der zwanziger und dreißiger Jahre im Völkerbund um die künftige Begrenzung der Tonnage der Kriegsschiffe, der Zahl der Kanonen, Panzer und Heeresverbände drang der Ruf der Sowjetunion nach allgemeiner und vollständiger Abrüstung. Der Völkerbund wurde für kurze Zeit zum Podium des Friedenswillens der Menschheit. Darauf fragte der englische Delegierte im Völkerbund, Lord Cushendun, gereizt, durch welche „verborgenen Motive" die Sowjetunion geleitet werde, mit so „dramatischer Plötzlichkeit" nach einer vollständigen Abrüstung zu rufen. Die Sowjetunion wolle wohl den „Mann von der Straße" ansprechen, höhnte der Lord. Er hatte recht. Die UdSSR wollte in der Tat die Öffentlichkeit gegen jene Kräfte mobilisieren, die sich hinter der Fassade des Friedensgeläuts die militärisch besten Positionen für eine Politik der Stärke verschaffen wollten. Die imperialistischen Länder konterten mit einer Monate währenden Lügenflut. Von „hinterlistigen taktischen Manövern der Bolschewiken" war die Rede. Die Abrüstung forderten sie nur, um die europäischen Staaten wehrlos zu machen. Wieder erscholl der Ruf: „Traut nicht den Russen." Mit ihm wurden antisowjetische Koalitionen gezimmert, die Aufrüstung forciert und dem faschistischen Deutschland eine Konzession nach der anderen zugebilligt, in der Hoffnung, es werde sich gegen die Sowjetunion wenden. Diese Politik mußte Europa teuer bezahlen.

Die letzten Schüsse des zweiten Weltkrieges waren noch nicht verhallt, der verstorbene Präsident Roosevelt war kaum unter der Erde, als der neue Präsident Truman seine engsten Berater ins Weiße Haus berief. Ihn bedrückte die Vorstellung, daß in wenigen Tagen, Ende April 1945, die UNO zur Gründungskonferenz zusammentreten und das Sicherheitsratsmitglied Sowjetunion das in Jalta festgelegte Programm über Frieden und Abrüstung Punkt für Punkt einfordern werde. Pacta servanda sunt (Verträge sind einzuhalten)! Die Beschlüsse von Jalta trugen schließlich auch Roosevelts Unterschrift.

Das verräterische Tagebuch

Trumans engster Berater, Senator Vandenberg, hatte kurz zuvor in sein Tagebuch eingetragen: „Nichts könnte mir eine größere persönliche Genugtuung bereiten als eine öffentliche Verurteilung der Konferenz von Jalta. Doch durch die Umstände bin ich gezwungen anzunehmen, daß wir zu keinerlei Ergebnissen kommen können, wenn wir versuchen, die von unserer eigenen Regierung und vom britischen Parlament befürworteten Beschlüsse insgesamt zu bekämpfen. Wir müssen einen anderen Weg finden." Truman hielt nur einen Weg für gangbar, und Vandenberg bestärkte ihn darin: Es müsse versucht werden, die Sowjetunion der Verletzung der Jalta-Beschlüsse zu bezichtigen. Zum Vorwand sollte die Lage in Osteuropa genommen werden.

Die vom Faschismus befreiten Länder gingen daran, eine Ordnung zu errichten, welche die Wünsche der amerikanischen Regierung nach reaktionären, antisowjetischen Staatswesen an der Westgrenze der UdSSR zunichte machte. Die Sowjetunion, so behauptete Truman entgegen den Tatsachen, vergehe sich damit gegen das „Selbstbestimmungsrecht" der Völker und mißachte folglich die Jalta-Beschlüsse. Die Kampagne über den angeblichen sowjetischen Vertragsbruch lief an.

Welche Motive bewog die Truman-Regierung, ein solch infames Spiel zu betreiben? In den Jahren des Krieges war in den USA eine Industrie herangewachsen, deren Profite die Traumgrenzen überschritten. Die Zielsetzung des 1945 verstorbenen Präsidenten Roosevelt, nach Beendigung des Krieges die Rüstungsindustrie schnellstens auf die zivile Produktion umzustellen, fand in einigen Monopolkreisen Befürworter. Sie lockte der krisensichere Markt Sowjetunion. Ende 1943 stellte die US-Außenwirtschaftsverwaltung fest: „Die Ereignisse des Krieges zeigen, daß die Basis für einen enormen Nachkriegshandel zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion besteht."

Doch die Kalkulation der Rüstungsmagnaten war eine andere.

Die „Weltfriedensgefahr" ist gemeistert

Schon vor dem Krieg ahnte der Chef der Lockheed-Flugzeugindustrie, Robert Cross, das große Geschäft und formulierte sein Credo: „Die Verbesserung der internationalen Beziehungen verringert die Rentabilität." Boulton, der Chronist des Hauses Lockheed, schrieb später, daß die Firma nach 1945 wieder einmal „die Weltfriedensgefahr mit Erfolg gemeistert" hatte. Der Chef der Standard Oil of California meinte, mit Blick auf das UNO-Friedensprogramm, sollte die USA sich „einem Abrüstungsprogramm anschließen, so wäre es für die Öl- und Rüstungsindustrie ein furchtbarer Schlag". Diese Kräfte sowie eine Gilde von Militärs und Senatoren – unter ihnen Vandenberg und John F. Dulles –, die unter der Regierung Roosevelt mehr im geheimen als in der Öffentlichkeit gewirkt hatte, fanden in Truman ihren Präsidenten. Insbesondere tat sich ein Mann hervor: Nelson Rokkefeller, Herr über den Konzernriesen Standard Oil. Für seine emsigen Dienste erhielt er von der Presse den Titel „General des kalten Krieges".

Mit dieser geld- und machtschweren Phalanx im Rücken, begann die USA-Regierung ihr machtpolitisches Ränkespiel gegenüber der UdSSR. Dem konsequentesten Verfechter einer friedlichen Nachkriegsordnung hielt Truman „Vertragsbruch, Verrat und imperiales Machtstreben" vor. Er tat es am Vortag der UNO-Gründungskonferenz gegenüber dem sowjetischen Außenminister Molotow in der Sprache eines „Maultiertreibers vom Missouri", wie der Leitartikler Drew Pearson anmerkte. Der kalte Krieg war eingeleitet, und es bestand kein Zweifel, wem er zu danken war: den Rüstungs- und Erdölmonopolen, die auch in Friedenszeiten am Rande des Krieges balancieren und die Profitquellen nicht austrocknen lassen wollten.

Der US-Publizist Sidney Lens schrieb über diese Jahre: „Die Geschichte zeigt, daß die Parole ‚Den Russen ist nicht zu trauen' den Menschen nach dem zweiten Weltkrieg vorsätzlich in die Köpfe gehämmert wurde, um die Unterstützung des Umrüstungsprogramms zu sichern." So wurde die Bedrohungslegende durch die Behauptung, die Sowjetunion mißachte jedes Völkerrecht und jede Vereinbarung, ergänzt.

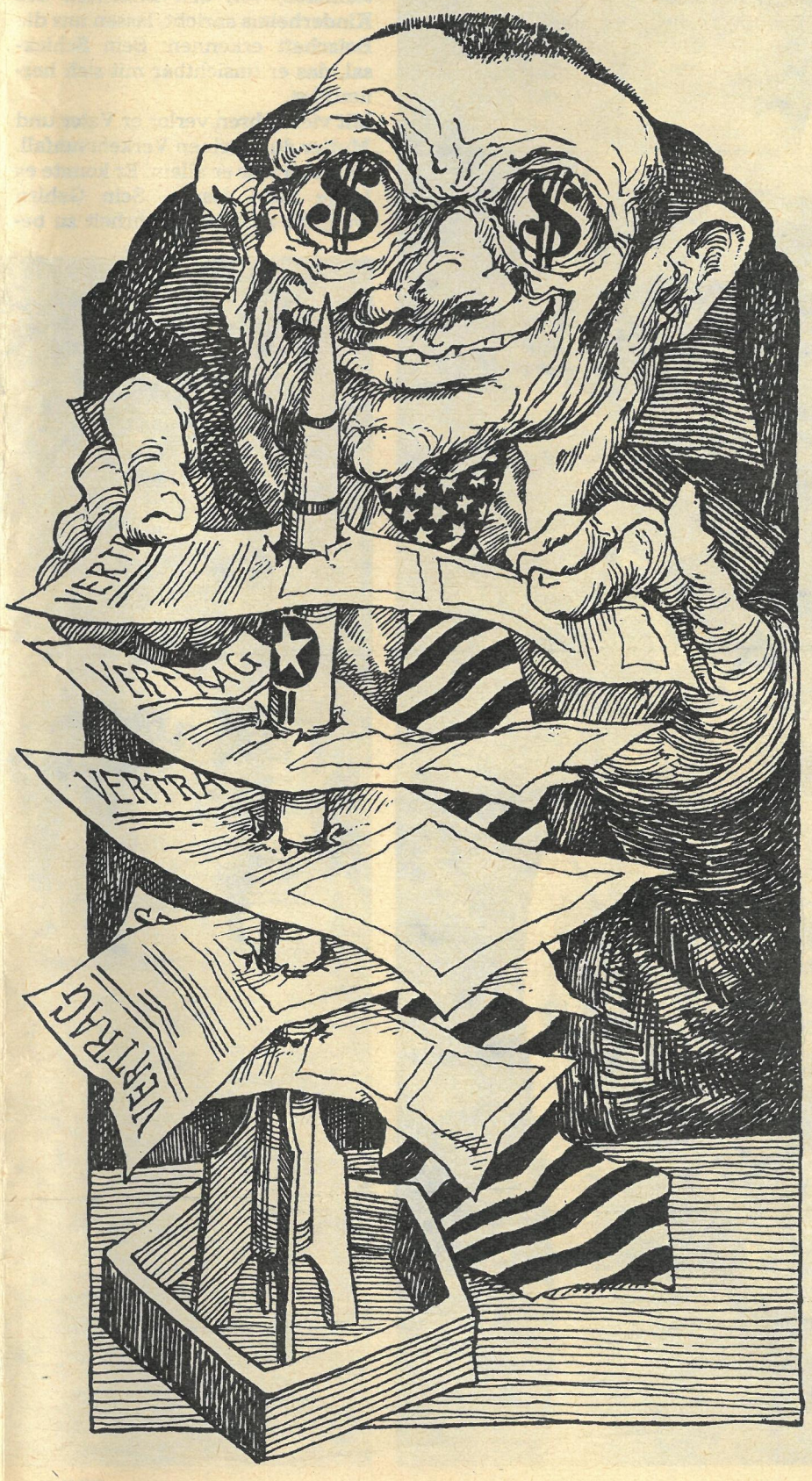
Nichts Genaues ist bekannt

Heute wird in Washington wiederum verkündet, „die Russen seien zu jedem Betrug bereit", sie brächen bindende Verträge und machten jede weitere Vereinbarung zur Farce. Betrachten wir die Tatsachen. Anfang 1983 schien nach einem Bericht des American Committee an East-West Accord (Amerikanisches Komitee für das Einvernehmen zwischen Ost und West) noch alles im Lot zu sein: „Wie die Administrationen von Nixon, Ford, Carter und Reagan bestätigt haben, hat die Sowjetunion die sich aus den Verträgen SALT I und SALT II ergebenden Verpflichtungen erfüllt. Die Sowjetunion kommt nach wie vor dem Vertrag über die Begrenzung der unterirdischen Kernwaffenversuche, dem Vertrag über das Verbot der Stationierung der Massenvernichtungswaffen im Weltraum und vielen anderen Abkommen über die Rüstungsbegrenzung nach. Die Erfahrungen zeigen, daß die Sowjetunion auch künftighin ihre Verpflichtungen auf dem Gebiet der Begrenzung der Kernrüstungen erfüllen wird..."

Woher nun der plötzliche Sinneswandel? Werfen wir einen Blick auf den Vertrag von 1972 über die Begrenzung der Raketenabwehrsysteme. Er schreibt vor, kein Raketenabwehrsystem in einer see-, luft-, weltraum- oder mobilen bodengestützten Variante zu entwikkeln, zu erproben und zu stationieren. Dieser Vertrag hatte den Sinn, keinem Partner die Möglichkeit zu geben, hinter einem Abwehrschild den Erstschlag führen zu können und den Vergeltungsschlag nicht fürchten zu müssen. Nun wollen plötzlich amerikanische „zuverlässige Quellen" nach der Devise „Nichts Genaues ist bekannt" entdeckt haben, daß die Sowjetunion diesen Vertrag nicht einhält. Die zeitliche Korrespondenz mit dem Überfall auf Grenada ist nicht zufällig. Lautstark sollte die eigene Völkerrechtsverletzung durch die

500 Milliarden Dollar für neue Waffen im Weltraum. In der Kalkulation der USA:

Durchlöcherte Verträge



USA übertönt werden. Das ist jedoch nur die offene, sichtbare Motivation; die verdeckten, für den Uneingeweihten schwer durchschaubaren Gründe, die Vertragstreue der Sowjetunion in Zweifel zu ziehen, sind nicht unerheblich kommerzieller Natur. Christopher Paine, Mitglied der Vereinigung amerikanischer Wissenschaftler, schreibt heute, daß in ihm schon 1978 die Besorgnis aufkam, als er vom Interesse des Pentagon an einer Infrarot-Beobachtungsanlage erfuhr. „Meines Erachtens roch das nach Erprobung von Komponenten einer künftigen kosmischen Waffe, die später bodengestützte Radars in einem modernsten Raketenabwehrsystem ablösen könnte. Ich blätterte in meinem Exemplar des Vertrags über die Raketenabwehrsysteme nach und fand dort, daß die Erprobung solcher Vorrichtungen verboten ist."

In den Forschungslabors und den Chefetagen des militärisch-industriellen Komplexes hatte man zu völkerrechtsbindenden Verträgen ohnehin nie ein Verhältnis, und so entstand die Konzeption von einem künftigen militärischen Konflikt im Weltraum, der als „Sternenkrieg" von sich reden machte. Die Helionetics, eine Gesellschaft, die sich vornehmlich mit Lasertechnik befaßt, hatte von Anbeginn ihres Aufstiegs die Tür zum Weißen Haus geöffnet. Der Atomphysiker Edward Teller, Mitglied des Wissenschaftsbeirates im Weißen Haus und intimer Präsidentenberater, ist millionenschwerer Aktionär dieser Gesellschaft, einige andere Mitarbeiter der Regierung sind ebenfalls im Besitz von Helionetics-Aktien, die in der letzten Zeit einen sensationellen Aufschwung an der Börse genommen haben. Tellers „Sternenkriegs"-Konzeption hat den amerikanischen Präsidenten begeistert. Er kleidete die beabsichtigte massive Vertragsverletzung in die beschwichtigenden Worte, daß ein solches „Verteidigungssystem" die „Kernwaffen veralten und machtlos machen" würde. Das Gegenteil ist richtig. Mit der Verringerung der Befürchtung eines Gegenschlages würde der atomare Erstschlag denkbarer werden. Für die Lasertechnologie wendete das Pentagon in den sechziger und siebziger Jahren 1,2 Milliarden Dollar auf; für die Errichtung des tiefgestaffelten kosmischen Waffensystems sollen in den nächsten zwei Jahrzehnten 500 Milliarden Dollar bereitgestellt werden. Für eine derartige, in der Weltgeschichte wohl einzigartigen Profitmaximierung stampfen Rüstungsmonopole nicht nur Verträge in den Boden.

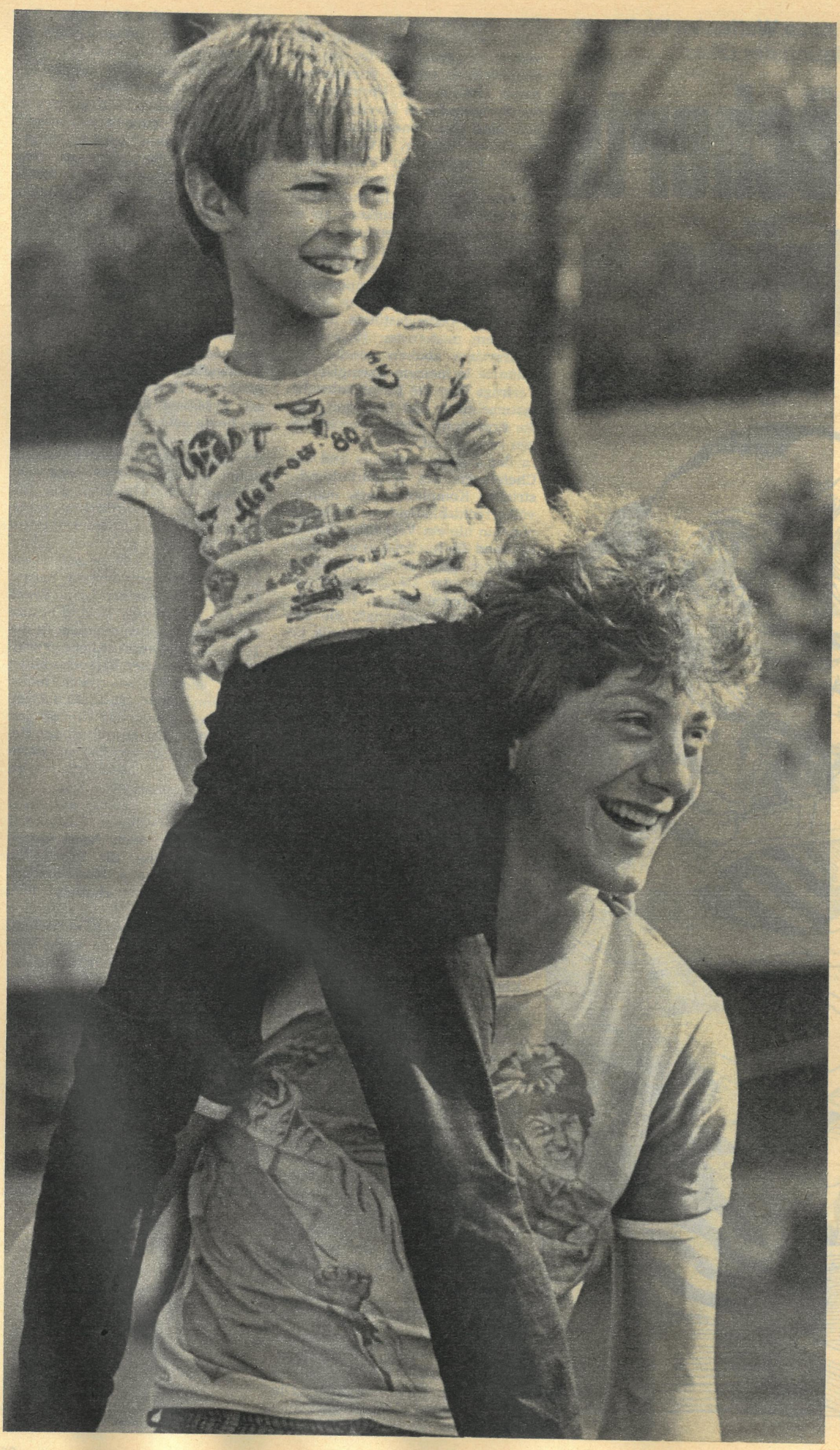
Nukleare Phantasien

Die Militarisierung des Weltraums ist nicht die einzige Vertragsverletzung seitens der USA. So sagte der US-Senator Alan Cranston: „Die Administration plant die Stationierung nicht nur der MX-Raketen, sondern auch der Midgetman-Raketen. Die gleichzeitige Entfaltung der beiden Systeme wird eine Verletzung der SALT II-Vertrages bedeuten, den einzuhalten wir uns verpflichtet haben, solange er von den Russen eingehalten wird." „Von den Russen" wird er, entgegen allen Äußerungen aus dem Weißen Haus, eingehalten, bestätigt Senator Joseph R. Biden, Sachkenner aller geheimen Unterlagen. Profiteure dieses Vertragsbruches sind die kalifornischen MX- und Midgetman-Hersteller. Einer der wichtigsten Wege, das Wettrüsten einzustellen, wäre das Verbot von unterirdischen Kernwaffenversuchen, ähnlich dem Vertrag von 1963 über das Verbot von Kernwaffenversuchen in der Atmosphäre, im Kosmos und unter Wasser. Präsident Reagan verweigert bis heute seine Unterschrift unter ein solches von der UdSSR vorgeschlagenes Papier mit der Begründung, die Sowjetunion habe den Vertrag von 1974 über die Beschränkung unterirdischer Kernwaffenversuche (Höchstgrenze 150 Kilotonnen) mehrmals gebrochen. Auch das will er „informierten Quellen" entnommen haben. Den US-Geophysiker Lynn Sykes können wir getrost zu den bestinformierten Quellen rechnen. Er äußert, die wissenschaftliche Verifizierbarkeit solcher Versuche bildet heute keine Schwierigkeit mehr. „Es kann keinen ernsthaften Zweifel daran geben, daß die Sowjetunion den Vertrag über die Beschränkung unterirdischer Kernwaffenversuche einhält", stellte der US-Wissenschaftler, fest.

Die Sowjetunion drängt auf einen Vertrag zur völligen Einstellung der Versuche, denn dieser würde die Entwicklung, die Produktion und die Tests neuer Kernmunition ausschließen. Zur Haltung ihrer Regierung schreibt die Vereinigung amerikanischer Wissenschaftler: „Die reale Ursache für die Weigerung der Reagan-Administration, am vollständigen und allgemeinen Verbot der Kernwaffenversuche mitzuwirken, liegt darin, daß sie nicht nur neue leistungsstarke Gefechtsköpfe, sondern auch eine ganze neue Generation supermoderner Gefechtsköpfe erproben will, mit denen nach Ansicht vieler offizieller Persönlichkeiten die heutigen nuklearen Phantasien Wirklichkeit werden können." Die Frage erübrigt sich, wem diese Politik die Konten füllt.

Hans Bergmann

Zeichnung: Peter Muceniek



Seitdem Mischa Kajez – nennen wir ihn einfach so – in einem Sowchos in der Nähe der kleinen ukrainischen Stadt Chust arbeitet, zieht es ihn oft nach Hause. Obwohl er mittlerweile auf eigenen Beinen steht, selbst eine Familie hat, hängt er mit Liebe an seinem „Elternhaus". Doch was heißt für ihn Elternhaus?

Eine Botschaft, mit Geheimtinte auf ein sauberes Blatt Papier geschrieben, ist völlig unsichtbar. Wird jedoch das Papier einen Augenblick lang ans Feuer gehalten, bekennen die Buchstaben Farbe, und ihr Sinn tritt klar hervor!

Das Zuhause von Mischa Kajez ist das Kinderheim von Chust. Seine große Familie... Über zweihundert Kinder leben hier. Die Wärme, mit der Mischa Kajez von seinem Elternhaus, von den Erziehern des Kinderheims spricht, lassen uns die Botschaft erkennen: Sein Schicksal, das er unsichtbar mit sich herumträgt.

Mit vier Jahren verlor er Vater und Mutter durch einen Verkehrsunfall. Plötzlich war er allein. Er konnte es lange nicht fassen. Sein Gehirn weigerte sich, die Wahrheit zu be-

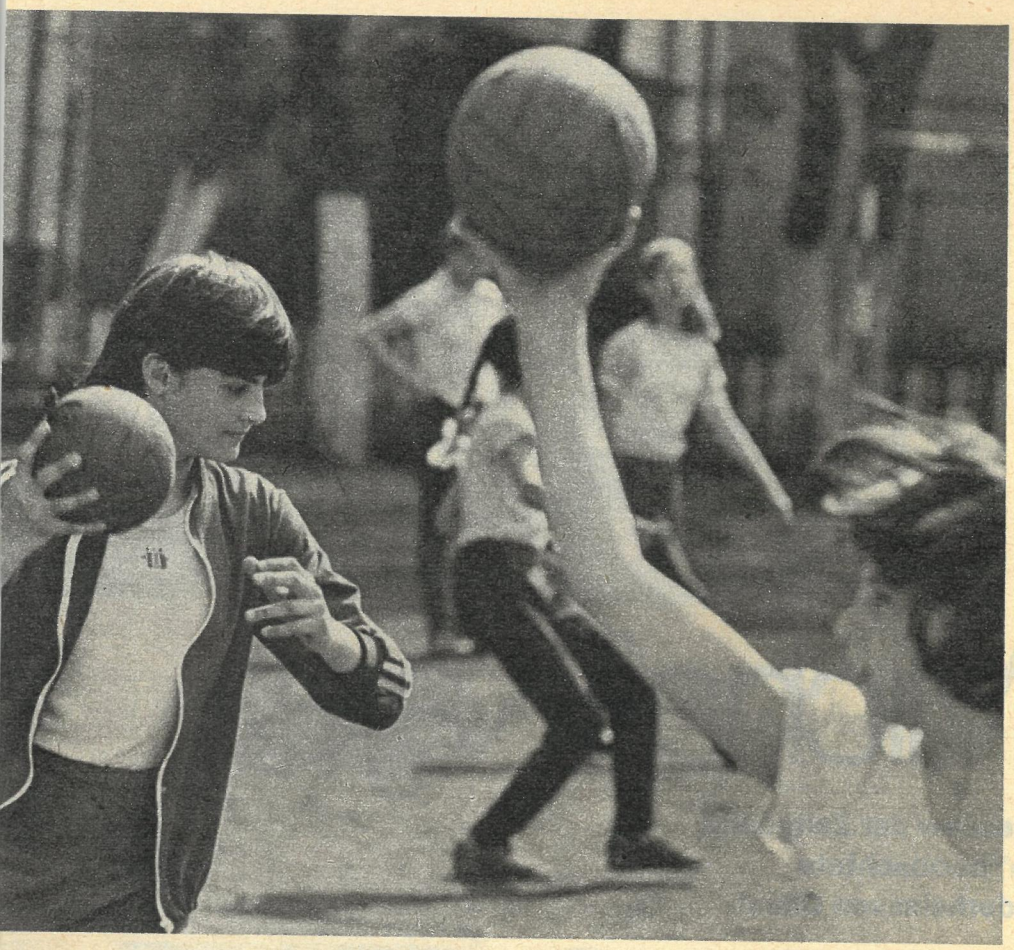
Die große Familie des Michail Kajez

Fotoreporter W. Selesnew der Zeitschrift „Sowjetunion“ beobachtete den Alltag im Kinderheim von Chust

greifen. Verwandte nahmen ihn zu sich. Sie sorgten sich um ihn, taten alles, was in ihren Kräften stand. Aber sie hatten viel Arbeit und wenig Kraft, hatten viel Mitleid und wenig Zeit. Oft sehnte sich Mischa Kajez nach der Zärtlichkeit der Mutter, nach der rauhen Herzlichkeit des Vaters. Nachts besuchte er sie in seinen Träumen. Und jedesmal weckte das Entsetzen ihn auf.

Mischa Kajez erzählt: „Mit sieben Jahren kam ich nach Chust. Im Kinderheim war alles neu für mich. Ich lebte mit vielen Kindern. Lange wußte ich nicht genau, wohin ich gehörte. Ich war mißtrauisch und sehnte mich gleichzeitig nach Geborgenheit.“

Stark wollte er sein, seine Schwäche nicht zeigen. Die ersten Wochen in Chust, da ließen ihn die Lehrer und Erzieher ganz einfach links liegen. Sie überhäuften ihn weder mit Zärtlichkeiten noch brachten sie ihm großes Interesse entgegen. Wo war das Mitleid, das ihn sonst so reichlich umhüllte, wo das tiefe Seufzen: Ach, der arme Junge... Nein, Mitlied hatte hier keiner mit ihm. Aber echte Aufmerksamkeit spürte er, Anteil-



Die große Familie des Michail Kajez

nahme, Liebe. Langsam nur tasteten sich die Lehrer und Erzieher an ihn heran, bauten die Mauer aus Wehmut und Schmerz, aus Stolz und Traurigkeit ab.

„Ich weiß nicht, wie es geschah", erzählt Mischa Kajez, „aber eines Tages konnte ich wieder lachen. Mein erster Winter in Chust. Ich werde nie die Schneeballschlachten mit den Lehrern und Erziehern vergessen, nie die tollkühnen Schlittenfahrten. Für viele Kinder ist das sicherlich normal, nichts Besonderes, für mich aber war das ein Erlebnis. Man sagt, die Zeit heilt alle Wunden. Das mag richtig sein. Aber für mich ist etwas anderes wichtig: Die Lehrer und Erzieher in

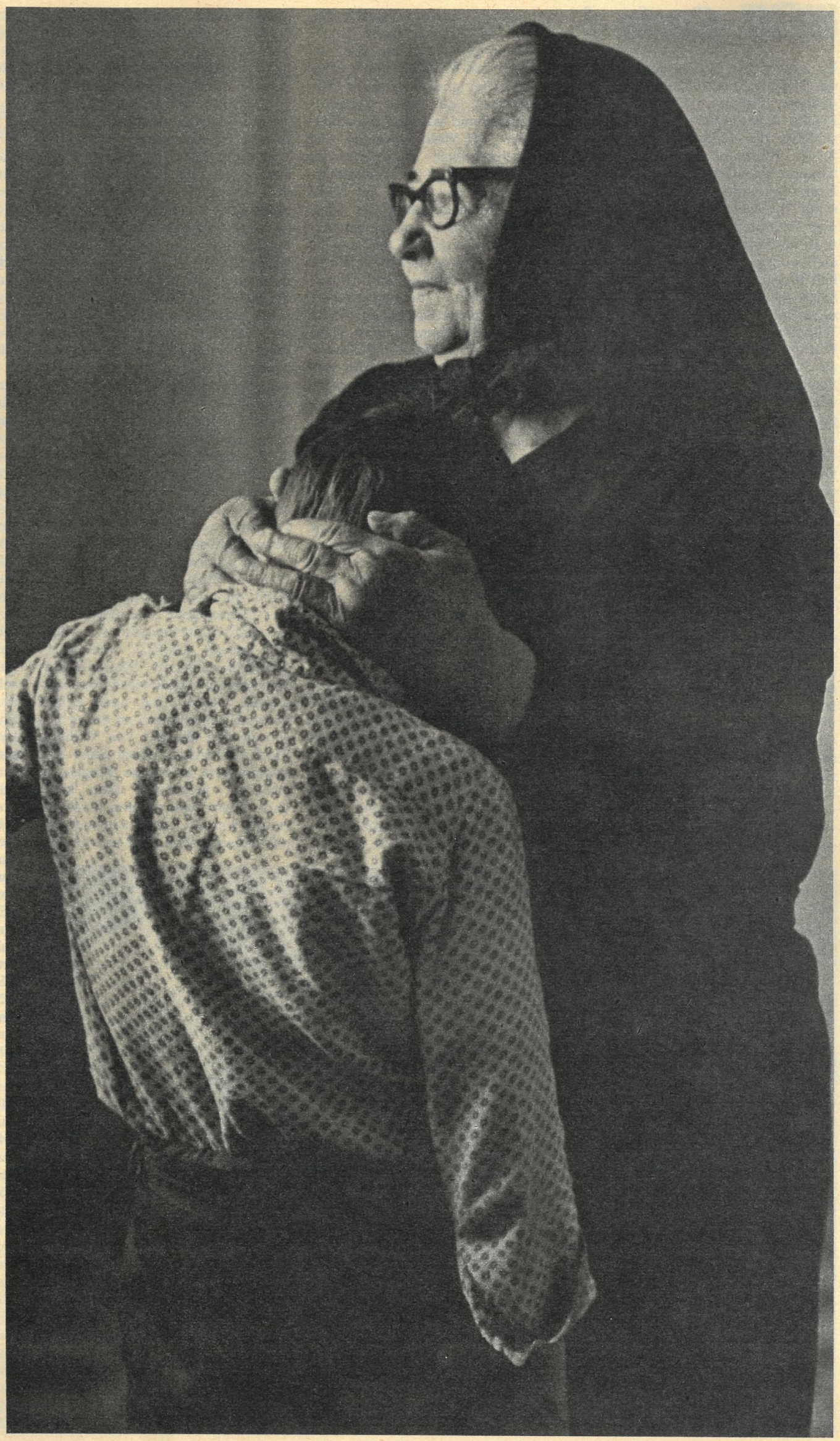
Chust, meine Eltern, haben ein viel größeres Wunder vollbracht. Sie haben mir die Freude am Leben wiedergegeben."

Es ist nicht wichtig, wie lange es dauerte, ob drei Monate oder sieben: Eines Tages fühlte Mischa Kajez sich zu Hause angekommen. Die Kraft und die Wärme, die von den Lehrern und Erziehern ausging, das Einfühlungsvermögen des Direktors, die Kameradschaftlichkeit des Hausmeisters und des Kochs, die Liebe der Kinderschwester Anna Tschulej (Foto rechts)... Sie brannten sich ihm tief ins Herz. Ein Gefühl, das er einst von Mutter und Vater erfahren hatte, er entdeckte es nun wieder.

„Wenn ich zurückdenke", so Mischa Kajez, „so wird mir klar, was ich ihnen allen verdanke."

Heute ist der Ökonom Michail Kajez in seinem Sowchos ein angesehener Mann. Wie viele andere ehemalige Zöglinge aus Chust, die als Ärzte und Ingenieure, als Bauarbeiter oder Tischler in allen Teilen der Sowjetunion arbeiten. Alles gestandene Leute. Aber wenn sie Hilfe brauchen oder einen Rat, so wenden sie sich immer noch an ihre einstigen Lehrer. Oder sie kommen einfach übers Wochenende nach Hause. So, wie Mischa Kajez.

Elke Grahl



FREIE WELT -Serie 1

Im Aufruf der 14. Tagung des ZK der SED im April 1981 wird hervorgehoben, daß das Leben Wilhelm Piecks untrennbar mit der Geschichte der KPD und dann der SED verbunden ist. Als führender Genosse der KPD, als Mitglied des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale, als unbeugsamer Kämpfer gegen den Faschismus, als Vorsitzender der SED und als Genosse, der sich leidenschaftlich für die Sowjetunion einsetzte, hatte sein Wirken auch internationale Bedeutung. Dieses Bild von Wilhelm Pieck als eines politischen Führers von internationalem Rang, als eines treuen Freundes der Sowjetunion ging ein in das Bewußtsein der Komsomolzen und jungen Kommunisten des Sowjetlandes der zwanziger Jahre, es vertiefte sich in der folgenden Zeit bei Generationen von Kommunisten und auch bei parteilosen Bürgern der Sowjetunion…

Die erzwungene Emigration

Ende 1944 hatte ich die Freude eines persönlichen, wenn auch kurzen Kontakts mit ihm. Die Endphase des Krieges gegen das faschistische Deutschland hatte begonnen. Die Streitkräfte der Sowjetunion waren dabei, die Befreiung ihrer Heimat zu vollenden und den Kampf außerhalb ihrer Grenzen weiterzuführen, sowjetische Truppen standen bereits auf rumänischem Gebiet. Einige für die ideologische Arbeit unter der Bevölkerung der befreiten Gebiete verantwortlichen Genossen wurden zu einer Beratung nach Moskau geladen, die vom Mitglied des ZK der KPdSU, Genossen S. D. Manuilski, geleitet wurde. Hier informierte uns Wilhelm Pieck über die Brüsseler und die Berner Parteikonferenz, auf denen bekanntlich, ausgehend von den Beschlüssen des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale, eine langfristige strategische Orientierung der Politik der KPD unter Berücksichtigung der konkreten Situation in Deutschland erarbeitet worden war. Die Lage in Deutschland war gekennzeichnet durch die Verfolgung und Unterdrückung aller demokratischen Kräfte durch die Faschisten: Nicht nur gegen die Kommunisten richtete sich der faschistische Terror (obwohl diese stets die ersten waren, gegen die der Hauptschlag geführt wurde), sondern auch gegen Sozialdemokraten, gegen Pazifisten, liberale Anhänger des bürgerlichen Parlamentarismus – gegen alle demokratischen Regungen überhaupt. Wilhelm Pieck verwies besonders auf die verhängnisvolle Spaltung der Arbeiterbewegung und betonte vor allem die Notwendigkeit der Arbeitereinheit.

Uns beeindruckte besonders Wilhelm Piecks Optimismus, sein Glaube an den Triumph des Leninismus in der deutschen Arbeiterbewegung. Obwohl bis zu den Grenzen Deutschlands noch ein weiter Weg zurückzulegen war, skizzierte er bereits die konkreten Umrisse der künftigen Arbeit. Die erzwungene Emigration hatte weder seine Energie noch seine Fähigkeit verringert, die Situation in Deutschland zu analysieren, wo zwölf Jahre faschistischer Herrschaft tiefe ideologische Einbrüche im Volk erzielt hatten. Die richtige Einschätzung und Berücksichtigung der ideologischen Situation bei den verschiedenen Klassen und Schichten des deutschen Volkes lag der von der Partei ausgearbeiteten antifaschistischen Politik zugrunde, die auf die Herstellung der proletarischen Einheitsfront und der Volksfront aller Hitler-Gegner gerichtet war. Die KPD begann also ihre Arbeit nicht von einem Nullpunkt aus, sondern auf einer von der internationalen revolutionären Praxis erreichten neuen Stufe der Entwicklung unter Berücksichtigung aller Schlußfolgerungen aus der bisherigen Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Bei dieser Beratung zwischen Wilhelm Pieck und einer Gruppe von sowjetischen Offizieren verband uns etwas Größeres als Kontakt und gegenseitiges Verständnis. In seinem Bericht verknüpfte sich eine nüchterne Analyse der politischen Lage in Deutschland mit dem tiefen Glauben an die Kraft der Arbeiterklasse, an die Kraft der Kommunistischen Partei…

Zu uns sowjetischen Genossen hatte er ein sehr herzliches Verhältnis. Er informierte uns nicht nur über die Strategie und Taktik der KPD, sondern verstand es auch, uns überzeugend darzulegen, wie international bedeutsam, wie wichtig unsere künftige Arbeit in Deutschland für die Festigung des Friedens im Nachkriegseuropa sein würde. Deshalb hat auch keiner von uns Teilnehmern an dieser Beratung den Bericht von Wilhelm Pieck und insbesondere seine Art, komplizierte politische Fragen zu erklären, vergessen. Man kann ohne Übertreibung sagen, diese Beratung war ein Ereignis in unserem politischen Leben. Und es war kein Zufall, daß nicht wenige Teilnehmer dieser Veranstaltung nochmals zu Lektionen gingen, die Wilhelm Pieck vor dem Parteiaktiv der Hauptstadt hielt.

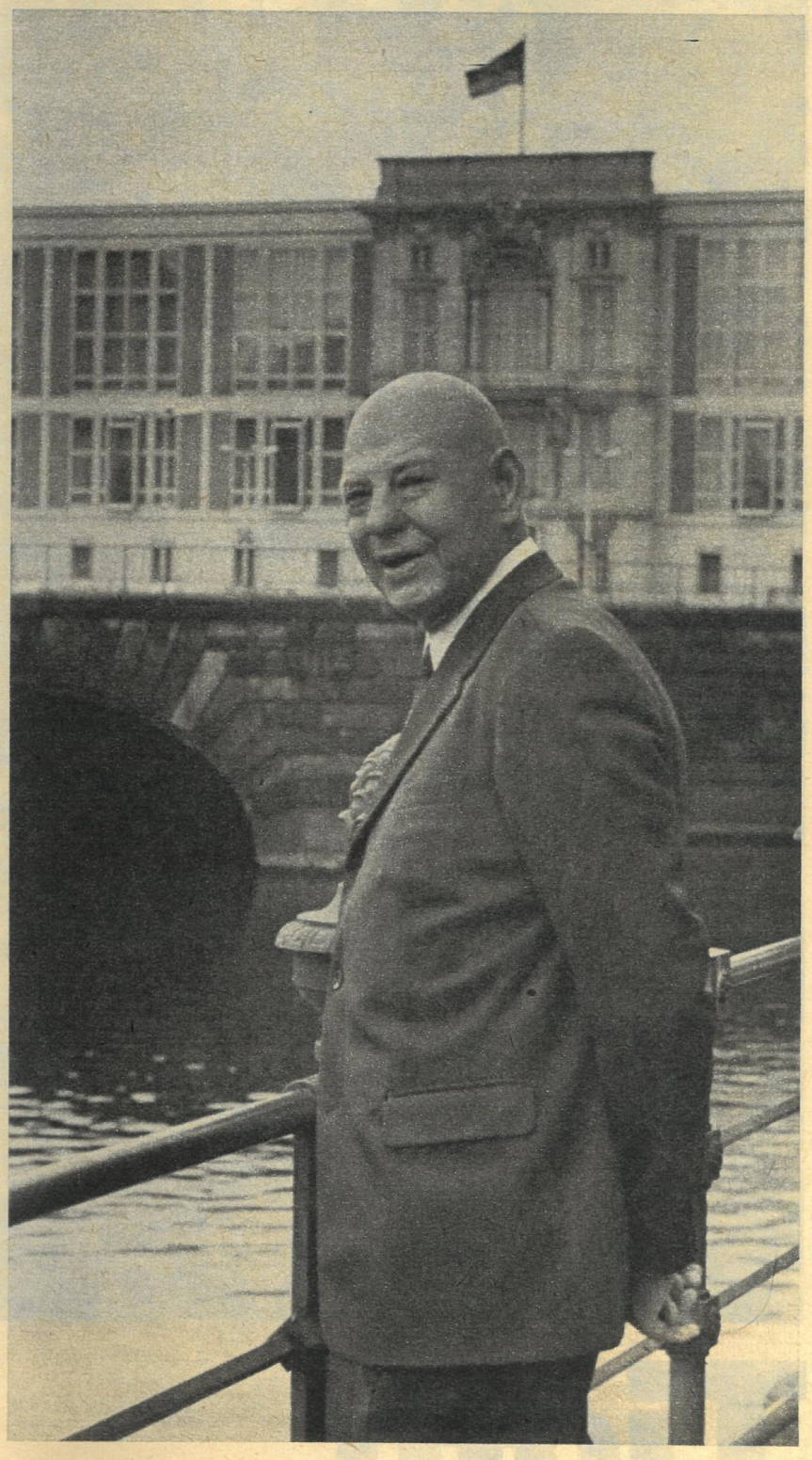
Ein Ehrenplatz in der Bibliothek

Nach dem Mai 1945 stand Wilhelm Pieck als Vorsitzender der KPD an der Spitze des Kampfes für die demokratische Erneuerung Deutschlands, deren Voraussetzung der Kampf um die Einheit der deutschen Arbeiterklasse, die Überwindung ihrer Spaltung und die Schaffung einer einheitlichen marxistisch-leninistischen Partei war. In diesen Jahren 1945 bis 1950 haben alle sowjetischen Funktionäre, die in den Organen der SMAD arbeiteten, Wilhelm Piecks Wirken erlebt. Viele der sowjetischen Funktionäre hatten mit ihm unmittelbar durch ihre Arbeit zu tun (ob es nun um die Wiederherstellung der Wirtschaft, die Schaffung der Selbstverwaltungen, die Durchführung demokratischer gesellschaftlicher Umgestaltungen, die gemeinsame Tätigkeit zur Realisierung der Beschlüsse der Potsdamer Konferenz, die Propagierung der marxistisch-leninistischen Theorie oder die Festigung der Positionen der fortschrittlichen demokratischen Kräfte ging). Womit „gewann" Wilhelm Pieck die sowjetischen Menschen? Ich würde sagen, es waren auch sein von echtem Demokratismus geprägtes Verhalten, sein in langjähriger Parteiarbeit gewachsener Arbeitsstil, sein Verständnis für die richtige Verbindung zwischen der Parteiführung und den breiten Massen. Wenn er Vorschläge und Meinungen anderer Genossen korrigierte oder sie sogar zurückwies (z. B. auf einigen Sitzungen des Zentralkomitees oder der damaligen Landesleitung der SED), so wirkte seine Ablehnung nie beleidigend. Im Gegenteil, unabhängig davon, wie die beratene Frage entschieden wurde, gingen alle Genossen befriedigt und, ich möchte sagen, bereichert aus der Beratung. „So muß man entscheiden, das ist ein wirkliches gesellschaftliches Herangehen, ein staatliches Niveau", sagte mir einmal der Leiter der Sowjetischen Militäradministration Sachsens, Generalleutnant Dubrowski, nach einer Beratung über den Volksentscheid zur Überführung der Betriebe der Nazi- und Kriegsverbrecher in Volkseigentum.

Die politische Erfahrung und die menschliche Größe Wilhelm Piecks beflügelte alle, die mit ihm zu tun hatten. Deshalb bewahren auch ehemalige Mitarbeiter der SMAD Bücher, die er ihnen persönlich widmete, mit großer Liebe und Stolz auf. Sie haben einen Ehrenplatz in der Bibliothek meiner Freunde und ehemaligen Mitarbeiter der SMAD. Auch ich besitze Wilhelm Piecks „Reden und Aufsätze" (1948) mit seiner Widmung.

Wilhelm Pieck im Gespräch mit den Vertretern der Sowjetischen Militäradministration Wladimir Semjonow (links) und Sergej Tulpanow (rechts) im November 1948 in Berlin

Vor wenigen Wochen verstarb der ehemalige Chef der Informationsabteilung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD), Sergej Tulpanow.
In seinem Buch „Erinnerungen an deutsche Freunde und Genossen", das im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar erscheint, schildert er unter anderem seine Begegnungen mit Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Erich Honecker in den Jahren vor der Gründung der DDR.



Erinnerungen an Wilhelm Pieck

Dieser Stil im Umgang mit den Genossen wurde dialektisch ergänzt durch Härte und Unversöhnlichkeit gegenüber den Feinden der Einheit der Arbeiterbewegung. Um die historische Chance zur Überwindung der Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, die durch den Sieg der sowjetischen Arbeiterklasse und der Sowjetarmee über den Faschismus gegeben war, nicht zu versäumen, waren Härte und Unversöhnlichkeit in der Einschätzung der Schumacher-Leute (Kurt Schumacher war ab 1946 Vorsitzender der westdeutschen Sozialdemokratie, d. Red.) und aller Feinde der Einheit der Arbeiterbewegung erforderlich.

All dies war in den zahlreichen Reden Wilhelm Piecks in diesen Jahren zu spüren. Der Kampf der deutschen Arbeiterklasse war für ihn keine geschichtliche Erinnerung, sondern persönliches Erlebnis. Es wurde zur Waffe im Kampf um die Einheit. Ich kann mich erinnern, wie die Art und Weise Wilhelm Piecks, Lehren aus der Geschichte zu ziehen, seine zornige Verurteilung der Position der rechten Sozialdemokraten, die, wie er sagte, „sogar am verhängnisvollsten Tag der Geschichte, am 30. Januar 1933, den Vorschlag der Kommunisten zur Aktionseinheit gegen die Hitlerregierung ablehnten", die sowjetischen Teilnehmer beeindruckte. All dies legte er mit innerer Bewegung dar – er, der er selbst noch am 10. Februar 1933 in seiner Rede auf dem Friedhof in Friedrichsfelde und am 23. Februar auf der letzten legalen Massenkundgebung im Berliner Sportpalast verantwortungsbewußt zur Einheit der Arbeiterklasse, zur Aktionseinheit der Kommunisten und Sozialdemokraten aufgerufen hatte. Manche von uns sowjetischen Offizieren, die Wilhelm Pieck sprechen hörten, kannten ihn damals noch nicht näher. Aber auch sie spürten: Hinter seinen Worten steht seine ganze revolutionäre Vergangenheit, seine durch Jahrzehnte des Kampfes erworbene Festigkeit. Und das verlieh seiner Rede eine besondere Überzeugungskraft.

Besuche in Karlshorst

Mit der Herbeiführung der von ihm so lange erstrebten Einheit der Arbeiterbewegung war nicht nur ein sorgsames Verhältnis zu den sozialdemokratischen Genossen verbunden, die den Weg der Einheit beschritten, sondern es entstanden auch Gefühle tiefer Freundschaft. Ich möchte nur an sein Verhältnis zu Otto Grotewohl und Otto Buchwitz erinnern. Es war tiefe persönliche Achtung und Zuneigung, die Wilhelm Pieck ihnen gegenüber empfand, wie er wiederholt in Unterhaltungen mit mir äußerte. Dabei ging es auch nicht nur um ein rein persönliches Gefühl der Freundschaft, es war verbunden mit der gemeinsamen Parteiarbeit. Die Mitarbeiter des SMAD nutzten in ihrer propagandistischen Arbeit neben den offiziellen Dokumenten der Sowjetregierung, des Kontrollrats und den Befehlen des Obersten Chefs der SMAD immer auch die Reden und Referate Wilhelm Piecks. Wir brauchten uns nicht zu vergewissern, ob unsere Offiziere die letzten Reden Wilhelm Piecks kannten. Für sie war dies nicht nur eine dienstliche Verpflichtung, sondern ein Bedürfnis.

Ich kann mich gut erinnern, welch großen Eindruck die Überzeugungskraft und der Optimismus der verhältnismäßig kurzen Eröffnungsansprache Wilhelm Piecks am 13. April 1946 auf der Parteikonferenz der KPD von Groß-Berlin, auf der ich anwesend war, auf die Teilnehmer machte. Klar und ohne Überschwang umriß Wilhelm Pieck den heldenmütigen Kampf der KPD in der Vergangenheit. Man fühlte, daß die Tradition der kämpferischen Vergangenheit seinem Optimismus zugrunde lag, und das begeisterte die Teilnehmer. Ich erinnere mich auch an die von ihm auf dem letzten Parteitag der KPD den Feinden der Einheit erteilte Abfuhr.

Manche sowjetischen Funktionäre, die Wilhelm Pieck nur als politischen Führer kannten, überraschte sein tiefes parteiliches Interesse auch an Fragen der Kultur, sein aktiver Kampf um die Schaffung einer sozialistischen Intelligenz. Mit großer Zuneigung sprach er über deutsche und sowjetische Schriftsteller und sah die Ausarbeitung einer Kulturpolitik der Partei in engem Zusammenhang mit dem ganzen Prozeß der gesellschaftlichen Umgestaltung. So kam es auch, daß sowjetische Schriftsteller wie Simonow, Polewoi und andere Künstler, die nach Berlin kamen, mich wiederholt darum baten, sie mit Wilhelm Pieck bekanntzumachen, oder sich direkt an ihn wandten.

In der gesamten Tätigkeit Wilhelm Piecks ist seine tiefverwurzelte Liebe zur Sowjetunion zu spüren; sein Wort, daß die Freundschaft zur Sowjetunion Herzenssache sei – und sie wurde zur Grundlage des gesellschaftlichen Lebens in der Deutschen Demokratischen Republik –, ist vielen sowjetischen Menschen bekannt. Wilhelm Pieck war oft in Karlshorst – und nicht nur dienstlich. Er hielt es für seine Sache, auch an unseren traditionellen Feiern, insbesondere an den Jahrestagen der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, in der SMAD teilzunehmen. Nach der Gründung der SED kam er zu solchen Veranstaltungen gemeinsam mit Otto Grotewohl. Wilhelm Pieck – „der Vater der Einheit" – so kennen ihn die ehemaligen Mitarbeiter der SMAD, so blieb er in ihrem Gedächtnis.

Im nächsten Heft „Erinnerungen an Otto Grotewohl"
(Titel und Zwischenüberschriften von der Redaktion)

Fotos: Paszkowiak, Ewald

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (2. Folge)

Tiefe Furchen

Ein Wunder, schien es, war geschehen: Ein Zeitungsartikel schlug Wellen über Wochen, bewegte Hunderttausende, löste stumme Zungen, obwohl er sich weder mit Butter oder Wurst noch mit Briketts oder Zigaretten beschäftigte. Die Überschrift des Aufsatzes im „Neuen Deutschland" lautete: „Über ‚die Russen' und über uns." Es ging um die Abwehr des Antisowjetismus, der natürlich am 8. Mai 1945 nicht automatisch erloschen war und nun tagtäglich vom Westwind neu angefacht wurde. In einer jener leidenschaftlichen, erregten Diskussionen, die der Artikel auslöste, erhob sich auch ein sowjetischer Hauptmann und sagte, übrigens in nahezu fehlerlosem Deutsch: Er finde es gut und nützlich, wenn die Deutschen über die Russen und sich selbst nachdächten, aber es sei ihm aufgefallen, daß die meisten Deutschen frühestens im Mai 1945 auf dieses Thema gestoßen seien, und er bitte doch zu bedenken, daß die Russen lange vor dem Frühjahr 1945 Gründe genug hatten, über die Deutschen nachzudenken. Da wurde es für Augenblicke still im Saal. Damals, im Frühling 1949, kamen 1000 Traktoren und 540 Lastkraftwagen aus der Sowjetunion in die Ostzone. Es kamen auch Butter, Getreide und Stahl. Aber die Traktoren waren wohl die Sensation des Jahres. Jedermann konnte sie sehen, anfassen, beklopfen, der Zutritt zu den Güterbahnhöfen war ausnahmsweise erlaubt, auf den Dörfern strömten, wie unser Bild beweist, die Leute zusammen, als fielen Kirmes und Pferdemarkt auf einen Tag. Die einen brachte das gute Gefühl der Dankbarkeit und der Freundschaft auf die Beine. Andere trieb Neugier. Und der eine oder andere machte sich tatsächlich auf den Weg über die Dörfer, um sich zu vergewissern, daß es sich nicht etwa doch um Attrappen aus Pappmaché handelte. Mit einem Wort, was da stattfand, war auch eine Auseinandersetzung mit dem Antisowjetismus, und die Traktoren haben manches Vorurteil und auch manchen Zweifel untergepflügt.

Übrigens lieferte die Sowjetunion diese Traktoren und Lastwagen, die zum Nutzen der Neubauern auf die Maschinen-Ausleih-Stationen (MAS) verteilt wurden, außerhalb des normalen Handels auf einen zinslosen Warenkredit, der obendrein vorläufig gestundet wurde. Das war nun nicht die Art von Geschäftemachern. Auch litt die sowjetische Industrie ja nicht an Absatzproblemen. Jedes Pfund Butter, jeder Sack Getreide, die sie uns gaben, bürdete „den Russen" zusätzliche Entbehrungen auf, und die tausend Traktoren wurden auf belorussischen Feldern mindestens so nötig gebraucht wie auf mecklenburgischen. Niemals, sagte jener Hauptmann in der „Russen"-Diskussion, niemals haben wir an Rache gedacht.

Damals machte der bekannte Schriftsteller Alexander Fadejew auf der Durchreise nach New York Station in Berlin, und es ergab sich die Gelegenheit zu einem Trinkspruch. Es sei gewiß nicht seine Sache, sagte Fadejew, der „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion" einen neuen Namen zu verleihen, aber er nehme sich doch die Freiheit, sie eine Gesellschaft der Freundschaft zu nennen. Wenige Wochen später gab sich die Gesellschaft eben diesen Namen. Ganz gewiß verdankt diese Freundschaft, die sich inzwischen über Jahrzehnte bewährt hat, ihre Entstehung nicht allein der Zugkraft sowjetischer Traktoren. Aber richtig ist, daß sie tiefe Furchen zogen. Hunderttausende dachten nach und redeten miteinander, über das Jahr 1933 und das Jahr 1945, über 1941 und 1949, über „die Russen" und über sich selbst.

Jürgen Jessel

Foto: Archiv

FUNDSACHEN

Walter Ulbricht zu einer Meldung der Westberliner Zeitung „Der Sozialdemokrat“ – „... So behauptet diese Zeitung, ich hätte vor einiger Zeit vor SED-Funktionären erklärt, aus den osteuropäischen Ländern kämen Landarbeiter nach Deutschland... Die Schmierfinken im ‚Sozialdemokrat‘ sagen weder wann noch wo ich so etwas gesagt haben soll... Tatsache ist, daß aus den ‚östlichen Ländern‘ nicht Landarbeiter, sondern Traktoren nach Deutschland geschickt werden...“

Otto Grotewohl auf dem 1. Kongreß der Gesellschaft für-Deutsch-Sowjetische Freundschaft – „Wir müssen uns in dieser Stunde als Deutsche klar sein, daß man nicht einfach einen Namen ändern kann... Eine Namensänderung ist ein äußerer Vorgang, aber eine Freundschaft zu schaffen, ist für uns eine Verpflichtung...“

DSF-Zahlen – Im April 1948 zählte die „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion“ in der Ostzone etwa 20 000 Mitglieder, ein Jahr später 70 000, Ende 1949, ein halbes Jahr nach der Umbenennung: 445 000.

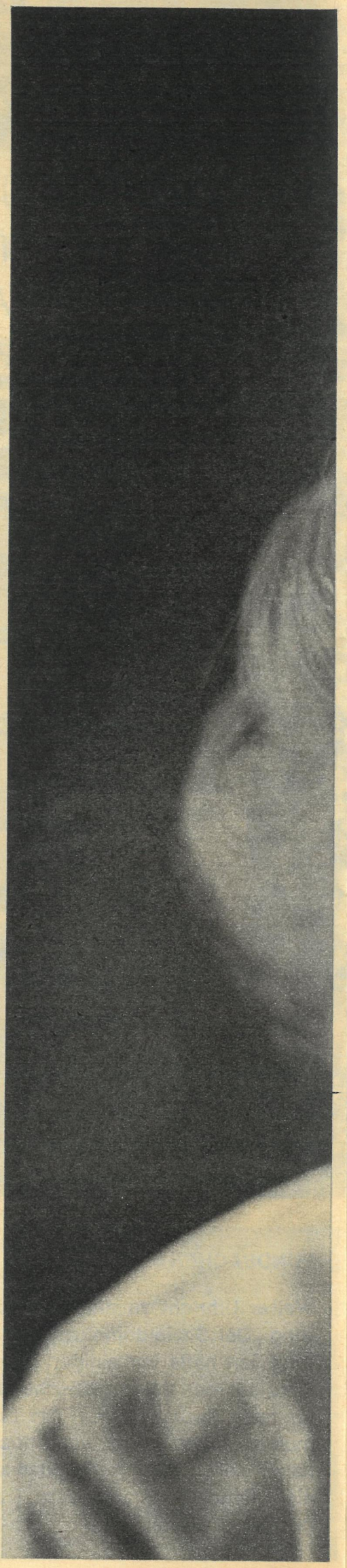
Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der bisherigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Annerose Schmidt

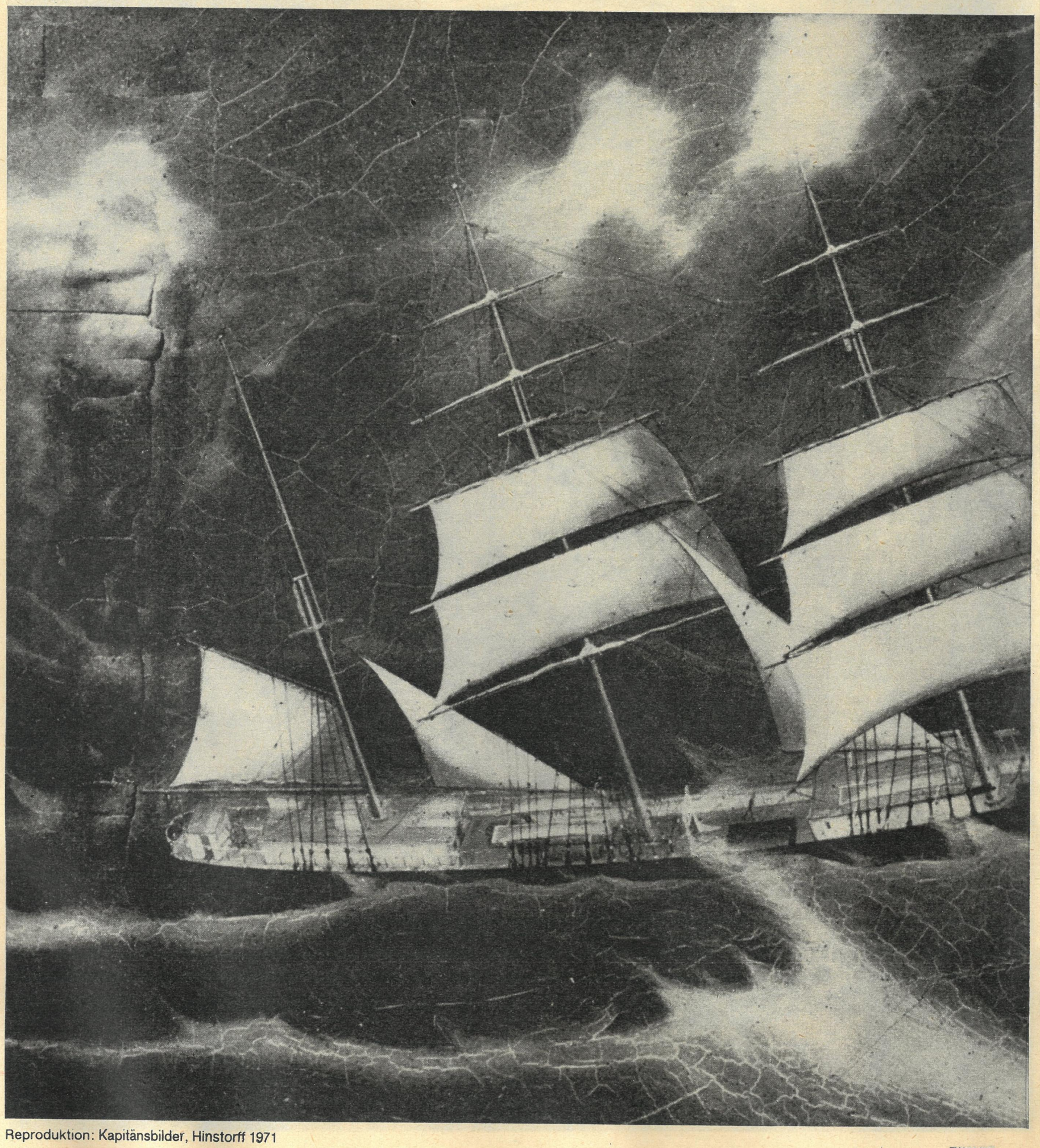
Dieser oder jener nannte sie schon groß, als sie noch sehr klein war. Neun Jahre alt, da durfte sie in ihrer Geburtsstadt Wittenberg die ersten Klavierkonzerte geben, sie spielte Bach und Chopin, Beethoven, Grieg und Liszt, und sie spielte alle Stücke auswendig. Mir gegenüber sitzt eine sehr selbstsichere, zierliche Frau, dezentes Make-up, freundliche Distanz. Sie macht es einem nicht gleich leicht, trotz des hübsch gedeckten Tisches, auf dem Kaffee oder Tee, Brötchen oder Kuchen zur Auswahl stehen. Der schwarze Flügel beherrscht den Raum, hier beginnt ihr Tag, noch ehe die Familie den Schlaf aus den Augen gerieben hat. Die Töchter sind zwanzig, fünfzehn und vierzehn, natürlich spielen sie Klavier, zum Spaß. Der Sohn wird zwölf und „reduziert die Welt zur Zeit auf Mikroelektronik und die Zusammenhänge von Schaltkreisen", aber verheiratet ist sie mit einem Fachmann in Sachen Musik. Verneint energisch, ein Wunderkind gewesen zu sein, doch ungewöhnlich war es schon, daß der Vater bei der Fünfjährigen bereits alle Anlagen für den Pianistenberuf zu erkennen glaubte: eine überdurchschnittliche musikalische Begabung, physische und psychische Eignung, Energie und nicht zuletzt eine tüchtige Portion Ehrgeiz. Vielleicht wollte Bernhard Schmidt, Direktor einer Musikschule, auch den eigenen, nicht erfüllten Berufswunsch realisieren – bis zum sechzehnten Lebensjahr war er jedenfalls ihr unerbittlich strenger, kluger, einfühlsamer Lehrer, der ihren Intellekt wie ihre Empfindsamkeit förderte. Täglich vier und mehr Stunden am Klavier, Unterricht in Musiktheorie, manchmal schien sie überfordert. Wenn er verlangte, ein neues Musikstück nur vom Notenbild her „wie ein Gedicht" zu lernen, gab es anfangs Trotz und Tränen. Heute, da sie sich nach eben dieser Methode etwa achtzig Klavierkonzerte erarbeitet und auch seltener gespielte Werke so immer schnell wieder präsent hat, ist sie dankbar dafür und bekennt, daß diese Erziehung in vieler Beziehung nicht nur ihre künstlerische, sondern auch ihre menschliche Entwicklung geprägt habe. Gewiß mag ihr manches von dem entgangen sein, was man eine unbeschwerte Kindheit nennt, doch wenn ich sie recht verstanden habe, war das Musizieren für sie ganz natürliche Beschäftigung, eine Art Spiel, das vor allem Freude machte. Zäher Wille, immenser Fleiß, 1954 bereitet sie sich aufs Abitur und auf die Auswahlprüfung der DDR-Teilnehmer am Chopin-Wettbewerb in Warschau vor. Annerose Schmidt bringt ihr erstes Diplom nach Hause. Noch 1954 beginnt sie das Studium an der Leipziger Musikhochschule. Im „Handwerk" ist sie perfekt, ihre theoretische Bildung liegt weiter über dem Üblichen, so darf sie das zweite und dritte Studienjahr überspringen. 1955 erringt sie in einem Pianistenwettbewerb beider deutscher Staaten den ersten Preis, wie ein Jahr später auch im Internationalen Robert-Schumann-Wettbewerb in Zwickau. 1956 gibt sie als Studentin ihr erstes Auslandskonzert in Baku. Jahrzehnte später wird sie die Auszeichnung des sowjetischen Komponistenverbandes in Gold entgegennehmen, gefeierter Gast in sowjetischen Konzertsälen sein. Ein Star am Flügel in fast allen Ländern Europas, in Japan, in den USA, mit vielen Preisen geehrt und gewürdigt mit dem Nationalpreis der DDR. Doch vorerst eine Zäsur in dem bisher von anderen geregelten Leben, das Jahr 1957. Da stand sie dann gewissermaßen auf der Straße! Wenn sie das Abschlußexamen auch ausgezeichnet abgelegt hatte – von jetzt an lag jede Entscheidung allein bei ihr, als freischaffende Konzertpianistin war sie verantwortlich für jedes Konzert, für jedes auszuwählende Stück und dessen Gestaltung. Liebe zu einem Werk bedeutet nicht gleich Stärke in der Interpretation, und vom ästhetischen Reiz einer gelungenen Lösung besaß sie nur Ahnung. Dennoch, diese junge Frau machte sich auf den Weg in die erste Reihe europäischer Pianisten… Soloabende, Klavierkonzerte, Schallplattenaufnahmen, sie ließ kein Angebot aus. Im Nachhinein staunt sie über ihren Mut. Heute feilt sie an jedem auch noch so oft gespielten Werk immer von neuem, schöpferische Anregungen auch aus anderen Bereichen der Kunst beziehend.

Die Vielfalt und Größe ihres Repertoires – mit der eingestandenen Vorliebe für Bach, Beethoven, Brahms, Prokofjew, Bartók, Mozart, Chopin und Ravel – nötigen zu Bewunderung, ebenso ihre intensive Arbeitsweise, nicht nur am Instrument. Das Studieren musikwissenschaftlicher Literatur, das Notieren eigener Gedanken, das Nachempfinden von Zeit- und Lebensgefühl des Komponisten gehören dazu. Nicht alle zeitgenössischen Werke liegen ihr so, wie das von Siegfried Matthus eigens für sie geschriebene Klavierkonzert, dessen Uraufführung ihr den „Preis der Kritik" zur Berliner Musik-Biennale brachte, doch sie bemüht sich, den Werken der Gegenwart ein Publikum zu erringen; allein deren Plazierung in einem Konzertprogramm kann von Bedeutung für die Aufnahme durch den Zuhörer sein. Übrigens bedauert sie das geringe Interesse der Öffentlichkeit an künstlerischen Wettbewerben, weil sie aus eigener Erfahrung weiß, wie wichtig Anerkennung für einen jungen Künstler ist. Darum: „Ich stelle Preisträger vor", in dieser Veranstaltungsreihe steht sie zwar nicht im Mittelpunkt, dafür mit ungewohntem Lampenfieber für ihre Schützlinge auf der Bühne. Zurück nach Bad Saarow, wo sie mit ihrer Familie zu Hause, wo ihr Alltag ist, wo Ferien gemacht werden, in denen sie „drei Wochen garantiert" keine Taste anrührt, und wo mit dem Ende eines jeden Sommers die neue Konzertsaison vorbereitet wird. 1984 stehen auf dem Terminplan Gastspiele in der Sowjetunion, im 35. Jahr unserer Republik zu den dort stattfindenden Kulturtagen der DDR, Auftritte in Japan und sicher auch Konzerte vor heimatlichen Zuhörern mit Gesprächen, Fragen, Antworten. Kontakte, die sie braucht, „damit einer vom anderen begreift, daß ein großer Erfolg, auf welchem Gebiet auch immer, nur das Ergebnis außerordentlicher Arbeit sein kann…" Selbst wenn sie spricht, spürt man ihre Kraft. Dahinter verbirgt sich eine sehr natürliche, sensible Frau, die mancher schon früh groß nannte.

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Foto)



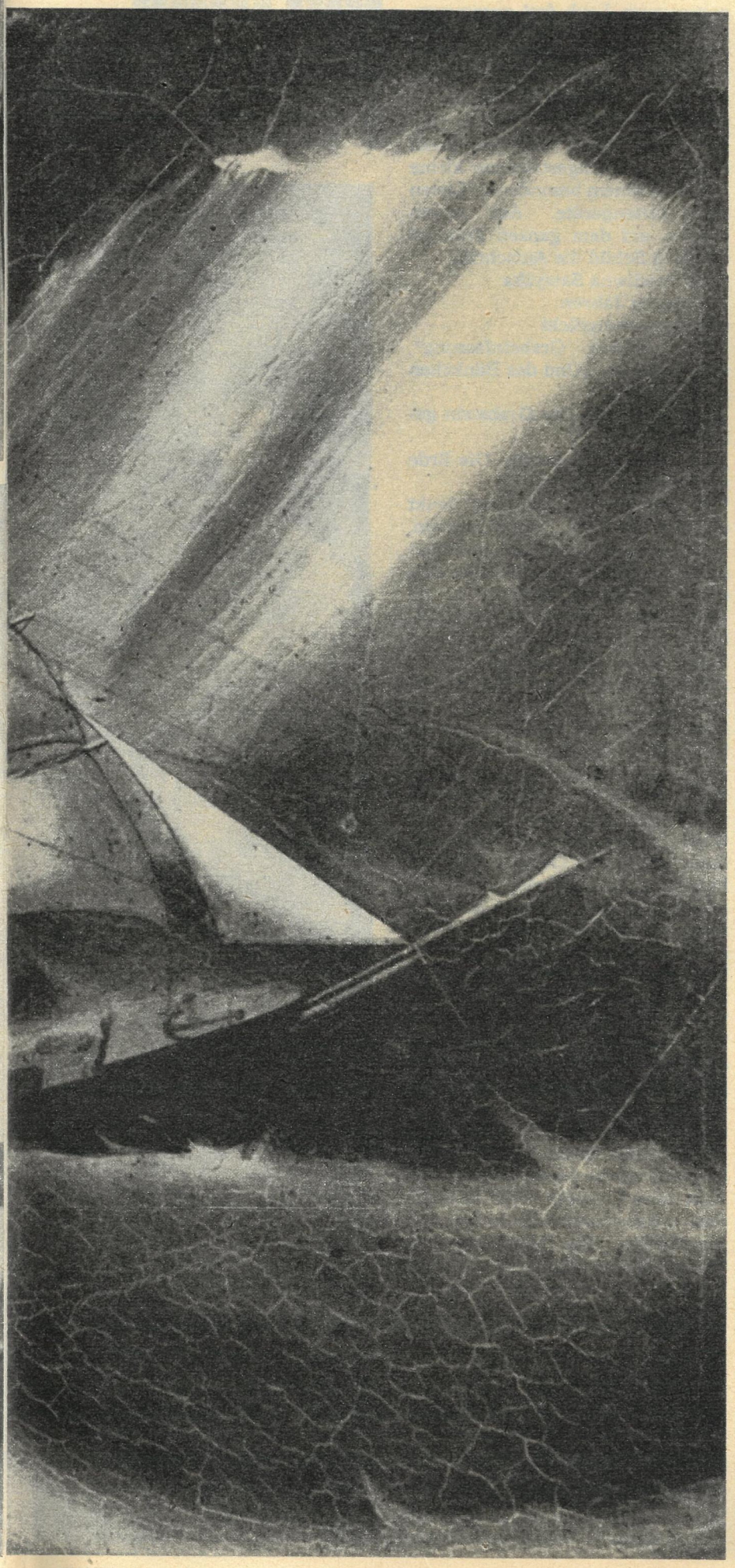
Eugenijus Matuzevičius, Jahrgang 1917, veröffentlicht seit 1933 Gedichte. Seine ersten Lyrikbände „Auf dem Frühlingspfad“ und „Sturmvögel“ waren von Unrast und Elegie erfüllt. Viele weitere folgten. Unter ihnen: „Ufer des Mondscheins“, „Der Jahre grüne Inseln“, „Variationen und Rückkehr“, die sich durch ihre Wärme und eine intime bildhafte Sprache die Sympathie der Leser eroberten. Matuzevičius hat Puschkin, Lermontow, Słowacki, Neruda und Hikmet ins Litauische übertragen. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt den russischen, belorussischen, ukrainischen und lettischen Literaturen. Das Gedicht „Der alte Segler“ widmete er dem lettischen Dichter und Schriftstellerkollegen Žanis Griva, der seit 1934 Mitglied der Kommunistischen Partei Lettlands ist und in den Internationalen Brigaden in Spanien und im Großen Vaterländischen Krieg kämpfte. Wir entnahmen es dem Band „Litauische Poesie aus zwei Jahrhunderten“, der kürzlich bei Volk und Welt erschien.



Reproduktion: Kapitänsbilder, Hinstorff 1971

Eugenijus Matuzevičius

DER ALTE SEGLER



Für Žanis Gríva

Du alter Segler, laß
Mich noch ein kleines Weilchen mit dir sein.
Schlingernd in Winden,
Bedroht von Stürmen,
Versengt von Tropenglut,
Von Kälte fest und hart –
Gewiegt nun von den flachen Wellen
Liegst du am Strand.

Du, Alter, bist schon grau,
Viel fandest, viel verlorst du –
Und nirgendhin brauchst du zu eilen …
Und deine flickenübersternten,
Gestopften Segel tragen so viel Sonne
Und Salz und Wind in ihrem Tuch,
Schmerzliche Sehnsucht und
Vogelerinnerungen
Und einen Hauch von fernen Ländern …

Laß uns ein wenig noch zusammenbleiben,
denn ich weiß wohl:
In deinen Masten nur
Pfeift der erwachte Seewind so betäubend,
In deinen Segeln nur
Flüstert und rauscht die Brise,
Und nur von deinem Deck
Strömt so der Teerduft.

Mag sein, es lärmen neuerbaute Schiffe
Mit drummenden Motoren jetzt im Hafen.
Ausfahrend werden sie sich nicht erinnern,
Daß ihren blauen Weg
Einst Urgroßväter, Väter und auch du
Erschlossen haben.
Mag sein. Sei nicht betrübt:
Es ist das Recht der Jugend zu vergessen.

Und deine Segel flattern so wie Banner wehn
Nach Schlachten und nach Kämpfen.
Darin leben
Geschichte, Reisen und Entdeckungsfahrten …
Und nur in ihnen
Rauscht so der Seewind.

Laß uns ein Stündchen noch zusammenbleiben.

1965

Nachdichtung: Uwe Grüning,

Juri Stscherbak

Zu Besuch bei Olha Pawliwna

Juri Stscherbak, Verfasser von Prosawerken, Dramen und Gedichten, wendet sich, anders als die meisten ukrainischen Schriftsteller, dem komplizierten Leben in der modernen Stadt zu, untersucht die Psyche des Städters sehr genau, geht den Beziehungen nach, in denen er lebt, seiner moralischen Verantwortung. Juri Stscherbak arbeitet als Doktor der Medizin und wurde für seine Leistungen auf dem Gebiet der Epidemiologie und der Mikrobiologie mit dem Rotbannerorden geehrt. Unsere Leseprobe entnahmen wir dem im Aufbau-Verlag erschienenen Erzählungsband „Abschied von Julia", übersetzt von T. und G. Stein.

„Ich gehe zu Olha Pawliwna!" verkündet Olenka laut, aber niemand reagiert darauf. Das Labor wirkt wie ausgestorben: In den Boxen dröhnen mit hoher Tourenzahl die Ultrazentrifugen; menschliche Krebszellen wirbeln in den geschlossenen Kapseln der schweren metallischen Apparate, die wie Feldküchen aussehen; die bakteriziden Lampen sind eingeschaltet, und ihr totes Licht bleicht alle Farben und verschont nur einen einzigen kalten Ton: violett-quecksilbern. Die Mitarbeiter sind vor dem erbarmungslosen Tosen und Strahlen in den fensterlosen engen Raum geflüchtet, den sie „Restaurant" nennen: Hier duftet es nach Kaffee „arabica", in einer Ecke blinken leere Sektflaschen – archäologische Spuren mehrerer Laborbankette und Verteidigungen von Dissertationen.

„Ich gehe zu Olha Pawliwna!" wiederholt Olenka laut, im Begriff, das Labor zu verlassen; aber in diesem Augenblick öffnet sich eine verzinkte Tür am Ende des Korridors. Aus dem Raum, in dem das Elektronenmikroskop steht, schaut Mashuha heraus.

„Olenka, warten Sie, ich komme mit!"

Der wohlbeleibte Mashuha mit dem schütteren Haar hat einen schmuddeligen Kittel an, an dem mehrere Knöpfe fehlen, und ähnelt jetzt einem Autoschlosser, der eben unter einem Auto hervorgekrochen ist. Es fehlt nur noch der Lappen zum Händeabwischen.

„Aber schnell", sagt Olenka, „ich hab's eilig."

Sie hält einen Strauß Tulpen in der Hand, deren Blüten ganz klein und verkümmert aussehen. Mashuha streift langsam den Kittel ab, wirft ihn auf den Tisch, auf dem das Telefon steht, zieht langsam seinen langen schwarzen Mantel an, und sie gehen auf den Hof hinaus. Nach dem dunklen Zimmer und dem Blickfeld des Mikroskops, auf das er sich stundenlang konzentrieren muß, um das grünlich schleiernde Schimmern von Krebszellen aufzuspüren, ist Mashuha von der Sonne geblendet. Noch nicht an den Frühling, an seine allmächtigen, prallen Farben und Klänge gewöhnt, blinzelt er. Ihn verwundert die Gegensätzlichkeit von Himmel und Erde, deren Dissonanz im Wechsel der Jahreszeiten. So ist es auch mit diesem Frühling: grelle Aprilsonne, beinahe sommerlich in ihrer Strahlungskraft, und kalter Dezemberwind, die eisigen Reste des Winters in den Senken der hartgefrorenen Erde, durch die nur auf den Hügeln die ersten winzigen grünen Tupfer brechen. Im Himmel ist die feine Verbindung, die alle Fristen und Anzeichen des Frühlings – die Wärme der Luft und das Erwachen der Erde, das Blühen der Bäume und das Aufklaren des Himmels – miteinander vereint, aufgebrochen.

Olenka trägt einen Velvetonmantel in der reinen Farbe der jungen Gräser. Der kalte Wind bewegt ihr dünnes, beinahe kindliches Blondhaar. Mashuha steckt fröstelnd die Hände in die Manteltaschen. Warum gehe ich ausgerechnet heute zu Olha Pawliwna? fragt er sich. Und weshalb gerade mit Olenka?

„Warum sind Sie mitgekommen?" fragt Olenka, während sie sich umsieht.„Allein finde ich nicht hin."

„Wieso? Sie sind doch auch dabeigewesen, damals."

„Hab alles vergessen. Ich war seitdem nicht da."

Sie brauchen gar nicht weit zu laufen: die Chausee überqueren, die vom Berg in die Protassiw-Schlucht führt, das verrostete, ein für allemal geöffnete Tor passieren und in den sehr alten Wald gehen, der sich gegenüber dem Institut ausbreitet.

Olenka bleibt unvermittelt stehen.

„Warten Sie mal... Ich habe mich irgendwie verfitzt... Sonst finde ich's immer, aber heute... Vielleicht sind wir nicht in der richtigen Allee?"

„Wieso denn das? Sie gehen doch oft..."

„Die ganze Zeit hat Schnee gelegen, und jetzt sieht alles anders aus. Wir brauchen nur ein armenisches Familiengrab zu finden. Nicht weit davon liegt Olha Pawliwna."

Sie sehen sich nach allen Seiten um und lesen die goldenen, silbernen und schwarzen Inschriften.

Mashuha geht zielsicher weiter, ihn lenkt eine unbestimmte, aber untrügliche Erinnerung.

„Schach-Paronjan", liest er beinahe frohlockend. „Hier ist es! Schauen Sie nur, hier liegt eine ganze Familie: Großvater, Großmutter, dort wahrscheinlich ihr Sohn und dort der Enkel."

„Dreiundsiebzig minus dreiundfünfzig ergibt?" rechnet Olenka schülerhaft und stellt betroffen fest: „Er war erst zwanzig Jahre... können Sie sich das vorstellen? Zwei Jahre jünger als ich."

Sie zwängen sich aufs Geratewohl zwischen Kreuzen und Grabeinfassungen durch, immer noch ohne genau zu wissen, wohin sie sich wenden sollen, laufen noch tiefer hinein in das Labyrinth der Gräber, der alten Grabsteine und Wege, die nirgendwohin führen. Olenka steuert auf einen gestutzten alten Birnbaum mit abblätternder Rinde zu.

„Hier", sagt sie.

Das Grab ist mit einem neuen, glänzenden Aluminiumzaun eingefaßt: dekorative Weintrauben, von gegossenem Laub fest zusammengehalten. Der Grabhügel sorgsam befestigt, mit dem Spaten festgeklopfter Lehm, die Erde ringsum mit weißem Flußsand bestreut, in Orangensaftbüchsen frische Blumen. Neben dem niedrigen Zaun steht eine frischgestrichene kleine Bank mit einem besonderen Kasten für Gartengeräte. Auf einem grauen, auf dem ganzen Friedhof üblichen Schild die Aufschrift:

Olha Pawliwna Sawyzka
Mit vierzig Jahren
tragisch verunglückt

„Eine schöne Grabeinfassung", sagt Mashuha. „Und das Bänkchen sehr bequem."

„Bald wird auch der Grabstein gebracht."

„Das wäre noch zu früh. Die Erde muß sich erst setzen."

Was rede ich da zusammen? denkt er. Von der Erde, vom Grabstein, vom Zaun. Wie kann man hier über so etwas reden? Was würde Olja denken, wenn sie wüßte...

Er blickt sich um. Wo hat er im Februar gestanden? Auf welchem Zaun? Hat er sich wirklich an demselben Birnbaum mit den knorrigen Ästen festgehalten, um nicht herunterzufallen, weil er alles sehen wollte, alles sehen mußte? Von unten hätte er nichts gesehen – so viele Menschen waren gekommen und umringten diese Stelle. Ist wirklich hier, zwei Schritte von ihm entfernt, das Gesicht von Olha Pawliwna, ihr Lächeln vorübergeglitten, als ihre Kollegen aus dem Labor sie wankend, im Schnee versinkend, an Zweigen hängenbleibend, ausrutschend und schwer atmend getragen haben? Sogar im Tode blieb ihr Lächeln. An jenem Tag hat die Sonne ebenso grell geschienen wie heute, nur war alles mit Schnee bedeckt und still; nicht einmal Flugzeuge sind wie sonst zum Flugplatz hinter dem Berg geflogen. Aber vielleicht hat einfach niemand etwas bemerkt. Nein, ich habe alles bemerkt – ihr Lächeln, den ausgeschaufelten Lehm und die Stricke. Die blankgewetzten Schaufelblätter haben wie Pflüge zur Zeit der Aussaat geblinkt. Unter den Fingernägeln waren hinterher noch gelbbraune Lehmspuren. Mashuha blickt auf seine Finger.

„Dort habe ich gestanden." Er zeigt auf ein verbogenes Grabgitter.

„Ich kann mich an nichts erinnern, ich habe vor Tränen nichts gesehen."

Olenka wickelt das knisternde Zellophan ab und beginnt, an den Tulpen zu zaubern. Mashuha beobach-

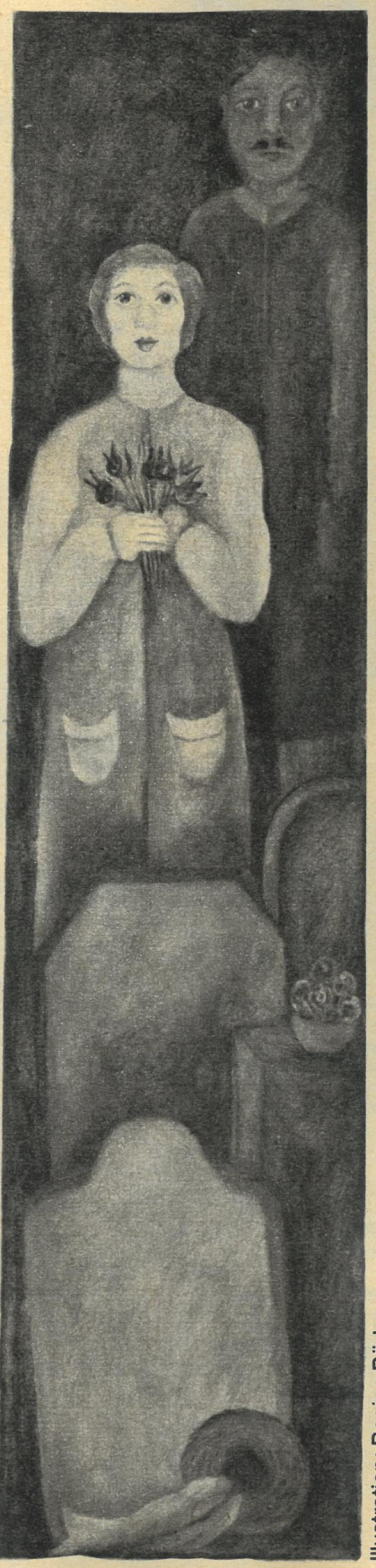


Illustration: Regine Röder

tet sie staunend: Sie streift von jeder Blüte einen versteckten Gummiring; deswegen haben die Tulpen so klein gewirkt.

Rasch, mit sicherer Hand befreit Olenka die Blüten, ohne auch nur ein Blütenblatt zu zerdrücken. Ja, das ist eine richtige Laborantin, der man die kompizierteste Arbeit anvertrauen kann. Schade, daß Olenka nicht mit mir zusammenarbeitet, denkt Mashuha. Dieser träge Kruptschynsky hat zu ungeschickte Hände. Olenka hockt sich vor das Grab und steckt die Tulpen, nachdem sie die Stiele beinahe um die Hälfte gekürzt hat, zu den weißen Narzissen in die Konservendose.

Dann stehen sie lange schweigend vor dem Grab. Mashuha schließt die Augen und versinkt gleichsam in einen Traum, in dem nur Olha Pawliwnas Lachen hell erklingt. Er schlägt die Augen auf, aber ringsum ist alles unbekannt, dem Blick gleichgültig: Nichts erinnert hier an Olha Pawliwna, nichts steht mit ihr in Verbindung, dieses eingezäunte Fleckchen Erde, dieser fette gelbe Lehm, die selbstzufriedenen, wie Samoware blanken Gitterpfosten, dieses unpersönliche, zementfarbene Schildchen, dieser gestutzte, vertrocknete Baum haben keinerlei Beziehung zu ihr.

Ihre Stimme und ihr Lachen leben davon getrennt, frei, unabhängig von dem, was im Februar geschehen ist; sie werden niemals altern und für alle Zeit unwandelbar in mir bleiben, solange ich lebe. Und dann…

„Ich höre sie die ganze Zeit sprechen und sehe sie lächeln."

Olenka spricht leise, in sich gekehrt, ohne ihn anzusehen. Er bemerkt, wie ihre blonden Wimpern zucken. „Ich werde ihr Lachen nie vergessen. Sonstwen in unserem Labor könnte ich mir tot vorstellen… mich selber, Soja Petriwna, und, Entschuldigung, auch Sie… nur nicht Olha Pawliwna… Es ist ein Unrecht…"

„Erwarten Sie vom Tod Gerechtigkeit?" Mashuha lächelt bitter.

„Soja Petriwna und ich haben die ganze erste Nacht bei Olha Pawliwna verbracht… Früher habe ich mich vor Toten gefürchtet, aber vor ihr war mir nicht bange… Ich habe ihr Haar gestreichelt… Als der Morgen graute, sagte Soja Petriwna: ‚Olenka, unsere Olha Pawliwna soll so schön wie zu Lebzeiten sein. Heute ist sie doch zum letzten Mal unter den Menschen.' Da haben wir sie geschminkt… Soja Petriwna hat eine schöne finnische Pomade, die nach Walderdbeeren duftet… Auf die Wangen legten wir etwas Rouge auf, auf die Augenlider einen zartblauen Schatten… Die Brauen zogen wir schwarz nach."

Olenka blickt unverwandt das Grab an, als führe sie das Gespräch mit der Verstorbenen und erwarte eine Antwort von ihr. „Ich habe den Eindruck", sagt sie, „mit Olha Pawliwna ist unser ganzes Labor gestorben. Es war einmal ein Labor – es ist nicht mehr. Menschen sind da, Apparaturen, aber keine Seele… Die Liebe fehlt. Sie hat alle geliebt, sich mit allen gut verstanden, anders als Soja Petriwna. Und das hat alle miteinander vereint. Aber am meisten von allen hatte sie Sie ins Herz geschlossen. Wissen Sie das?"

Mashuha gibt keine Antwort.

„Als ich ins Labor kam, ist mir das sofort klargeworden. Aber was gibt es da zu verstehen… Alle wissen es. Das ganze Institut. Wenn sie von Ihnen sprach, strahlten ihre Augen, sie hellten sich vor Liebe geradezu auf… Auch sie wurde von allen geliebt. Von Ihnen wie vom ganzen Labor. Ich bin sogar eifersüchtig auf sie gewesen, denn mich liebt keiner, ich weiß es.

Man hört fortwährend nur: Olenka, bring mir ein Reagenzglas! Olenka schreib schnell den Artikel ab! Olenka, lauf mal zur Bibliothek! Ich bin ein Einrichtungsgegenstand des Labors, nur nicht so kostbar wie eine amerikanische Zentrifuge."

„Das stimmt nicht", entgegnet Mashuha. „Zu Ihnen haben alle ein gutes Verhältnis."

„Nein, es ist die Wahrheit. Weshalb auch sollte man zu mir ein gutes Verhältnis haben? Man liebt Menschen, die für andere ihr Herz hingeben… das ist mir jetzt klargeworden. Aber ich kann nicht lieben. Mich verlieben – das ja, aber lieben – nein."

Tränen ersticken ihre Stimme, sie fängt an zu weinen.

„Beruhigen Sie sich, Olenka, was haben Sie denn?"

„Sie kennen die Hauptsache nicht. Ich erzähle es nur Ihnen. Ich kann es nicht länger mit mir herumtragen, das geht über meine Kräfte. Ich bin nämlich an ihrem Tod schuld, ich…" „Aber was reden Sie denn da?" Mashuha blickt verblüfft um sich, zieht ein Taschentuch aus der Tasche und steckt es sogleich wieder ein, obwohl Olenkas Augen voller Tränen stehen. „Was haben denn Sie damit zu tun? Was denken Sie sich da aus?"

„Das denke ich mir nicht aus… Wir hatten uns damals verspätet, es hatte viel zu tun gegeben, ich wollte schnell zu einer Verabredung und bat sie, das Labor abzuschließen, obwohl das zu meinen Pflichten gehört. Olha Pawliwna übernahm das natürlich. Machte noch eine scherzhafte Bemerkung, fragte, wann die Hochzeit steigen werde. Ich eilte hinaus… Inzwischen kontrollierte sie alles, gab die Schlüssel ab und ging hinunter. Alle anderen hatten das Institut schon verlassen, und auf der Straße war niemand mehr. Ausgerechnet in diesem Augenblick, keine Sekunde früher, keine Sekunde später, jagte dieses verdammte Auto den Berg herunter. Diese Kurve – vielleicht fünf Meter, einige Sekunden früher wäre es vorübergerast – so ist es passiert… Ich habe ihr das angetan… Vielleicht war dieses Auto für mich bestimmt?"

„Hören Sie mal, Olenka. Dort fahren doch ständig Autos. Ein unglücklicher Zufall", sagt Mashuha beruhigend, spürt aber in seinen Worten keine Sicherheit.

„Stimmt, dort fahren viele. Aber es ist doch nicht immer Glatteis, nicht immer werden Autos aus dieser Kurve getragen, und nicht immer laufen dort Passanten. Wie viele Jahre geht das schon so, und es hat doch dort keine Unfälle gegeben? Nicht wahr?"

„Nein", bestätigt er.

„Sehen Sie. Ist das etwa Zufall? Das ist eine teuflische Programmierung. Wie soll ich jetzt ihrer Tochter in die Augen sehen? Sie begegnet mir des öftern, kommt jeden Tag hierher, nennt mich Tante Lena… Sie ahnt nicht, daß ich…"

Mashuha schweigt, er weiß nicht, was er sagen und wie er dieses hagere Mädchen beruhigen soll, das sich mit dem Ärmel seines grünen Mantels die Augen auswischt, ganz so, wie es Mashuhas Tochter macht, wenn sie verschwitzt und mit offenem Mantel von draußen kommt und er sie ausschimpft, weil sie erst vor kurzem eine Lungenentzündung überstanden hat. Er hebt die Hand, wie um Olenka sacht übers Haar zu streichen, zuckt aber erschrocken zurück, denn vor ihm steht kein kleines Kind, sondern eine junge Frau, die von mehreren jungen Männern angerufen wird; das ganze Labor kennt schon ihre Stimmen, einer ruft fast jeden Tag über Fernamt an – er spricht gebrochen, mit einem sonderbaren Akzent, und man hat Mashuha im Vertrauen mitgeteilt, er sei ein Syrer, der in Odessa studiert.

„Sehen Sie mal!" ruft Mashuha verwundert. „Schauen Sie doch nur!"

Auf einem grauen Granitkreuz in der Form eines Baumes mit abgesägten Ästen sitzt ein gelber Schmetterling. Seine zarten Flügel, die den Blütenblättern einer tropischen Blume ähneln, bewegen sich langsam, sie erfühlen die kaum wahrnehmbaren Regungen der erwärmten Luft, die pralle Fülle der Sonnenstrahlen, die Frühlingsstimmen der Vögel, die ganze tödliche Gefahr und sinnverwirrende Seligkeit der riesigen, unbegreiflichen Welt, die den Falter von allen Seiten umgibt. Der Schmetterling, als spürte er ihre Blicke auf sich gerichtet, fliegt langsam auf, schwebt reglos in der Luft, dann stürzt er sich zu den Blumen hinab; wie verzaubert beobachten Mashuha und Olenka schweigend den Falter, der über Olha Pawliwnas Grab kreist und lange über den Blumen flattert, als suche er sich den besten Landeplatz aus: Die dunkelroten Gruben der Tulpen lassen ihn zurückschrecken, dort könnte der goldschimmernde Flugzeugrumpf zerschellen und die Navigationsapparatur Schaden nehmen – also setzt sich der Schmetterling auf die blendend weißen Landebahnplatten der Narzissen.

„Ein Bekannter von mir hat mit einem Schmetterling ein Rendezvous verabredet", sagt Mashuha leise.

„Ist er geistesgestört?"

„Nein, er will einfach nicht so wie alle sein."

Nachdem sich der Falter auf den Blumen ausgeruht hat, schwingt er sich ungestüm zur Seite und kreist dicht über der Erde zwischen den Grabhügeln.

„Er wird sterben", sagt Mashuha. „Er ist der erste und wird deshalb sehr bald sterben. Er fällt zu sehr auf, ist schon von weitem zu sehen."

„Hier ist es schrecklich", sagte Olenka.

„Schrecklich ist es, wenn hier niemand ruht, der Ihnen nahegestanden hat. Aber sonst geht man hierher wie zu Besuch. Olha Pawliwna haben wir besucht… Sehen Sie dort, das war mein Anatomielehrer, Professor Spirin. Schauen Sie, wie sanfmütig er lächelt. Wie im Leben, ganz ähnlich. Man erzählt sich, er sei einundvierzig zu Fuß nach Charkow gegangen und habe nur einige anatomische Präparate mitgenommen. Den ganzen Krieg soll er sie mit sich herumgeschleppt haben. Er hat keine Angehörigen gehabt, nur die Anatomie. Und das ist der Maler Lasorenko. Wissen Sie, wie er gestorben ist? Vor Freude. Dynamo Kiew hat gegen irgend jemand fünf zu null gesiegt, er ist vorm Fernseher gestorben. Und das ist Professor Morosow, ein namhafter Therapeut. Er war sechzig Jahre, verliebte sich in eine junge Frau, eine Aspirantin, und sie fuhren morgens miteinander zur Arbeit. Bei der Metrostation ‚Kreschtschatik' wurde ihm schlecht, die junge Frau bekam einen Schreck: Was würde man über sie reden? Dabei wußten alle von ihr und Morosow, von ihrer Liebe. Sie lief davon, ließ ihn allein, er sackte in den Schnee und starb…"

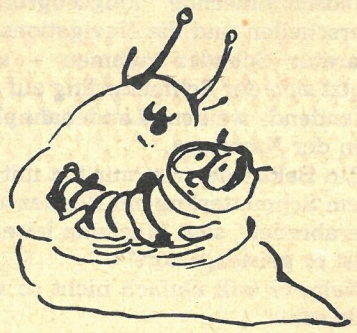
„Davongelaufen ist sie?" Olenka schneuzt sich in ein Spitzentaschentuch, ihr Gesicht verzieht sich unschön, und die Nase rötet sich.

„Hinterher sprach sich das herum. Alle verachteten sie deswegen so, daß sie die Klinik verlassen mußte. Seitdem sind viele Jahre vergangen, aber diese Geschichte kann man ihr nicht vergessen."

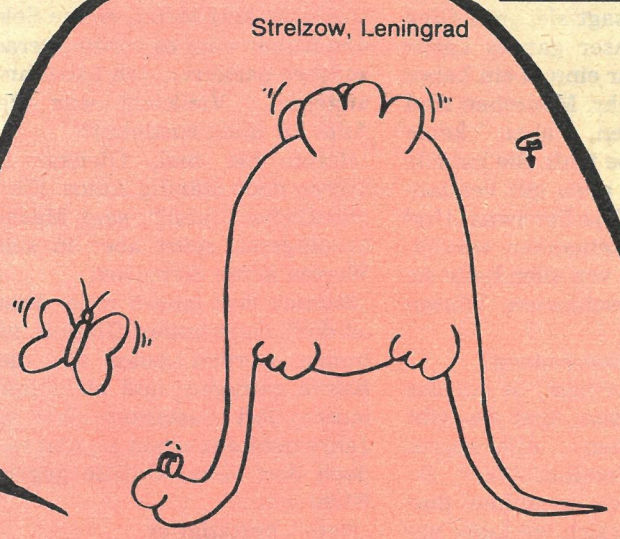
Sie kehren um, gehen aber einen anderen Weg zurück – an einer stillen Terrasse entlang, die von halb eingestürzten Gewölben gebildet wird. Über die Terrasse, über alle Gräber erhebt sich ein riesiges Denkmal: ein schwerer Kopf auf einem Sockel, voller Leidenschaft ergreift eine Hand die hohe, finstere Stirn in tragischem Grübeln.

Fortsetzung Seite 43

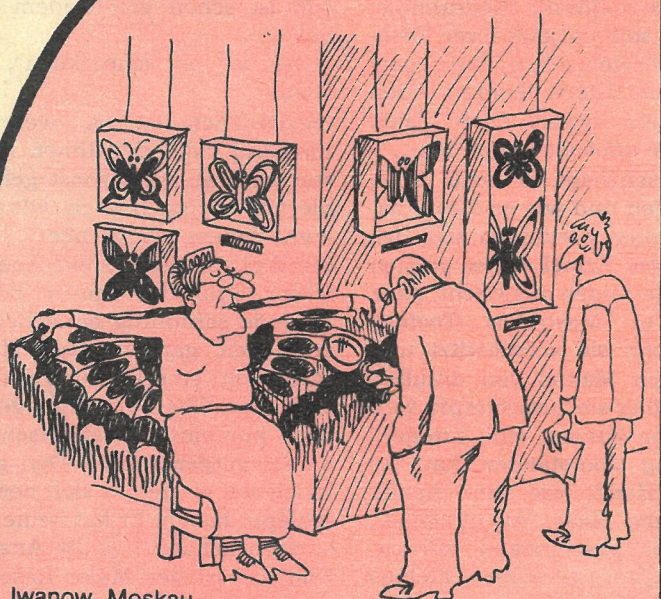
Verpuppt: Ich lief dem Faden nach und fand — einen Spinner! Die Liebe bringt auf Ideen und in Gefahren. H. Mann



Babysitterschneck von Dörck



Strelzow, Leningrad



Iwanow, Moskau

Radev, Sofia

Schmidt

Wer dem Höhenflug der Liebe ahnungslos folgt, muß auch Schwindel ertragen können.

Kohlweißling

Es gibt liebenswürdige Fehler, ebenso wie es unausstehliche Vorzüge gibt.

Schmetterlingsschicksal

Ein samten Pfauenauge hing
an einem Halm am Hügel
und spreizte vor dem Kohlweißling
herablassend die Flügel.

Dem Star fiel dies Benehmen auf,
er schmetterte abrupt:
Meist pick ich euch als Raupe auf,
noch eh ihr euch verpuppt.

Da schmolz des Bunten Eitelkeit.
Der Weiße sagte bleich:
Trotz der Verschiedenfarbigkeit
sind wir zum Fressen gleich.

Lisa Jobst

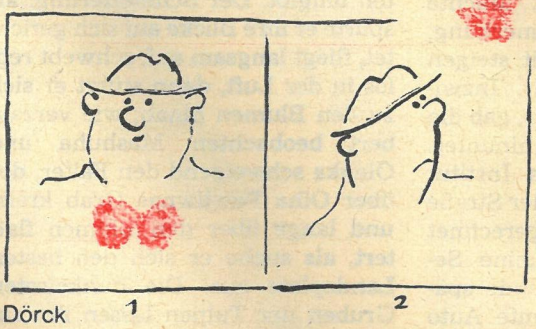
Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

Es gibt keine häßlichen Schmetterlinge und keine häßlichen Frauen, nur häßliche Meinungen.

Karel Čapek

Das Jahr des Gärtners

Der Gärtner-Mensch entstand gewiß durch die Kultur und keineswegs durch natürliche Entwicklung. Hätte er sich nämlich auf eine natürliche Weise entwickelt, so sähe er anders aus, er hätte vor allem Beine wie ein Käfer, um nicht hocken zu müssen; dann hätte er Flügel, einerseits, um schön zu sein, andererseits, um über seinen Rabatten schweben zu können. Wer das noch nicht ausprobiert hat, ahnt nicht, wie einem die Beine lästig werden, wenn man nicht weiß, wohin damit; wie überflüssig lang solche Beine sind, wenn man sie unter sich zusammenlegen möchte, um mit den Fingern in der Erde herumzuwühlen, wie kurz jedoch, wenn man das andere Ende des Beetes erreichen will, ohne dabei auf das Kissen des Pyrethrums oder auf eine aufschießende Akelei zu treten. Man müßte angeschnallt über dem Erdboden schweben oder zumindest vier Hände haben, darauf einen Kopf mit einer Mütze und sonst gar nichts, oder aber ausziehbare Gliedmaßen, ähnlich dem photographischen Stativ. Da aber der Gärtner äußerlich genauso unvollkommen ist wie ihr, bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu zeigen, was er kann: auf einer Fußspitze balancieren, wie eine Ballett-teuse schweben, die Beine voneinanderspreizen, leicht wie ein Falter oder eine Bachstelze über den Erdboden wippen, auf dem kleinsten Fleck, dem Gesetz der Schwerkraft zum Trotz, das Gleichgewicht halten, alles erreichen, allem ausweichen, außerdem bemüht sein, eine gewisse Würde zu wahren, damit sich seine Nachbarn nicht über ihn lustig machen.



Dörck 1 2

Bei nicht sehr gründlichem Hinsehen erblickt ihr vom Gärtner nichts außer seinem Hinterteil, alles andere, wie zum Beispiel Kopf, Arme und Beine, befindet sich einfach unter ihm.

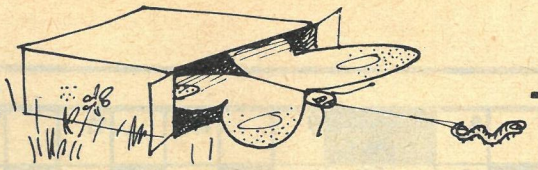
Aus: Das Jahr des Gärtners, Insel-Verlag Leipzig

2 Wochenspruch

Es glänzt so mancher, der keinen Schimmer hat.

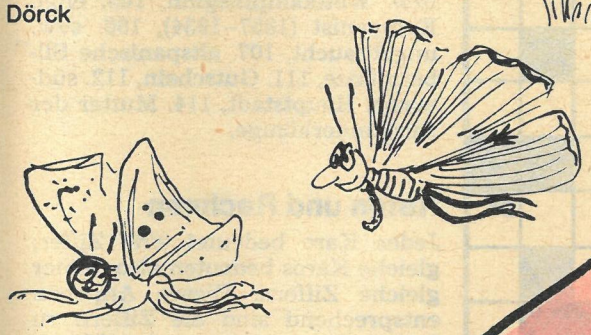
Ich kenne eine Rose, die ist vollständig durch Dornen ersetzt.

öffnet ihnen den Mund.

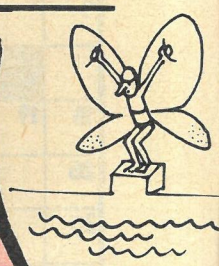


Fremde Flügel beflügeln nicht. ossetisch

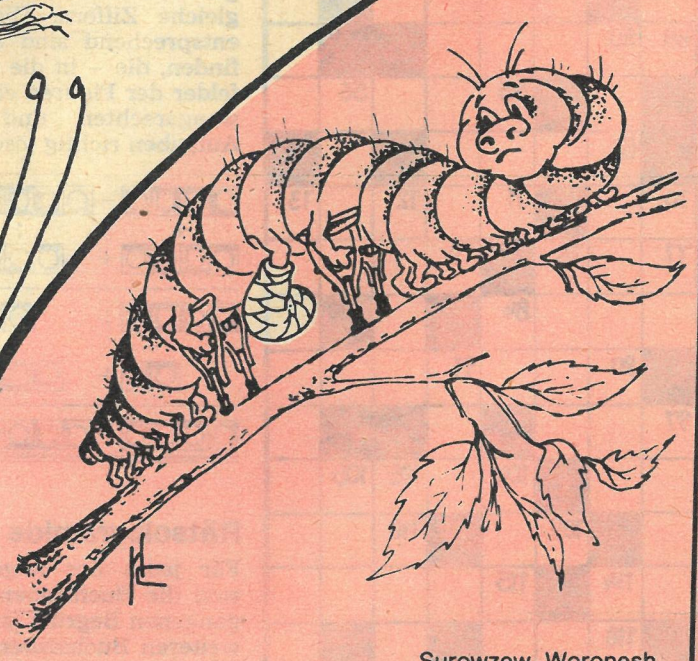
Dörck



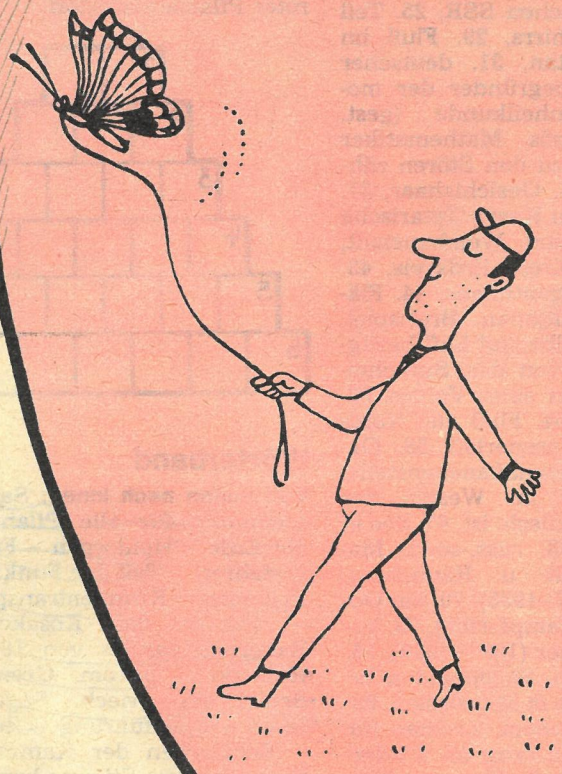
Dallos, Budapest



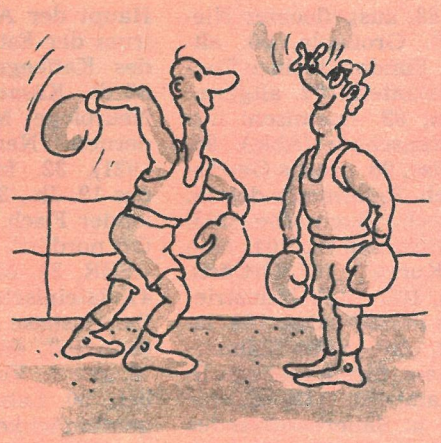
Der Erde schöner grüner Teppich soll kein Tummelplatz für Larven sein. Goethe



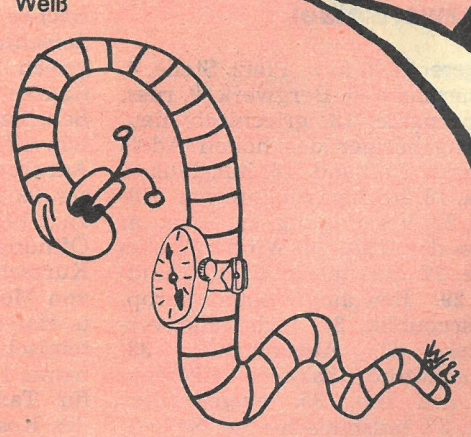
Surowzew, Woronesh



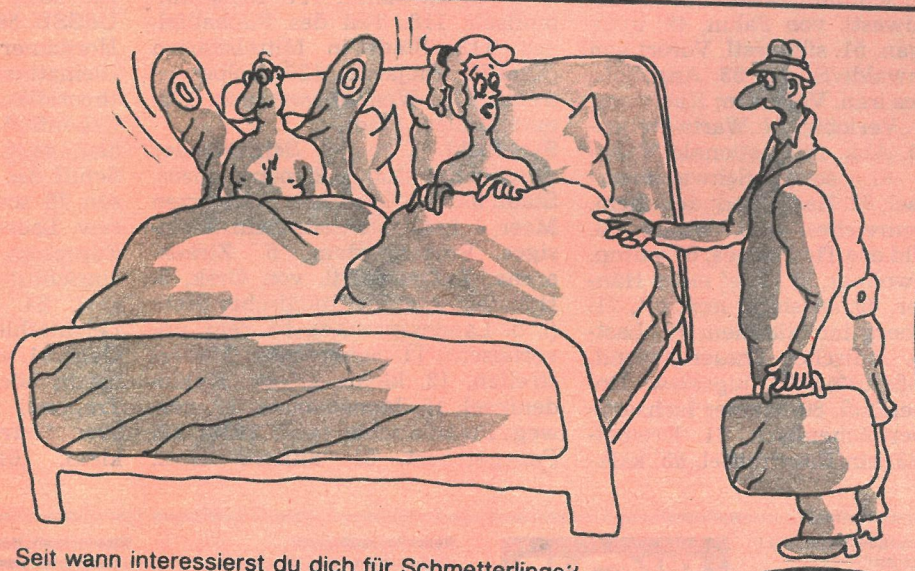
Radev



Steger



Wird Zeit, daß ich mich verpuppe!

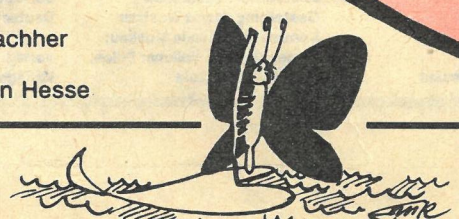


Seit wann interessierst du dich für Schmetterlinge?

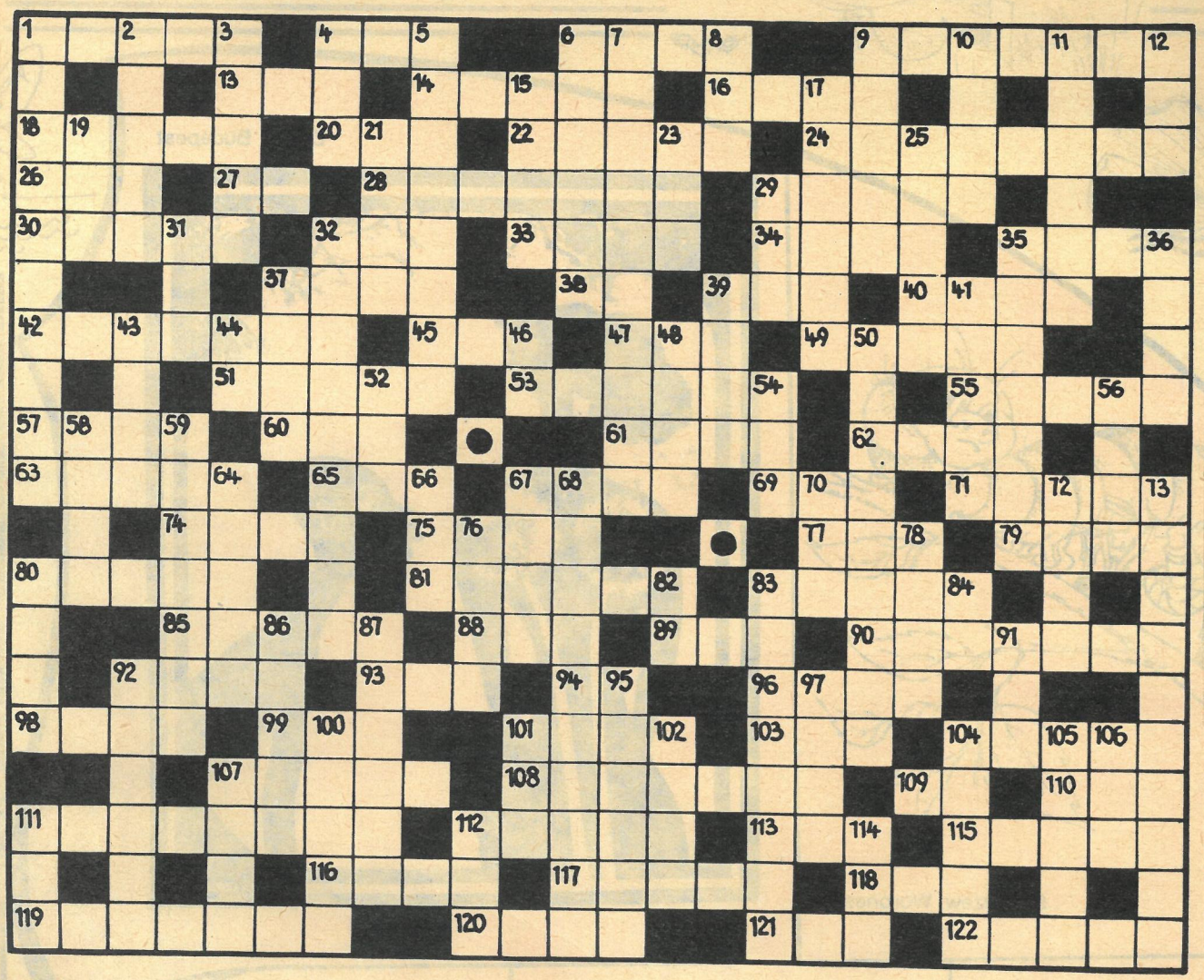
Steger

Netz-Spruch

Verlieben kann man sich
ja in wen man will, aber
heiraten darf man
nur jemanden,
mit dem man auch nachher
fertig werden kann.
Hermann Hesse



Maikäfer: Nicht unter jeder harten Schale steckt ein guter Kern.



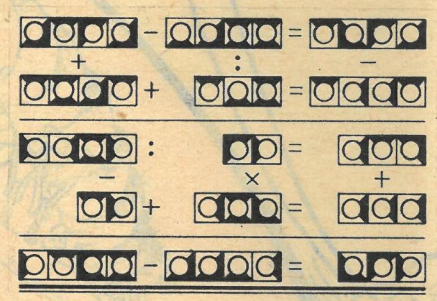
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. svw. Platz, Stelle, 4. Männername, 6. Bergwerk, 9. russ. Männername, 13. griechisch: neu, 14. Angehöriger des hohen Adels im zarist. Rußland, 16. ital. Fluß z. Adria, 18. Rechen, 20. internat. Hilferuf, 22. Vereinigung, 24. Staat im Süden der USA, 26. Wind am Gardasee, 27. oberital. Fluß, 28. Mundart, 29. Bewohner einer europ. Volksrepublik, 30. Lichtwellenverstärker, 32. Augendeckel, 33. Schneehütte der Eskimos, 34. Nebenfluß des Inn, 35. eingebildeter Geck, 37. tadshikisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1954), 38. Hühnerprodukt, 39. engl. Biersorte, 40. Musikzeichen, 42. ein Tasteninstrument, 45. svw. schlimm, böse, 47. schwed. Ort südwestl. von Falun, 49. inneres Organ, 51. südwestl. Vorort von Fürstenwalde/Spree, 53. Angehöriger eines iran. Volkes im Kaukasus, 55. svw. Verlobte, 57. Warta-Nebenfluß, 60. Abk. für Nationale Volksarmee, 61. sowj. Schwarzmeer-Halbinsel, 62. Hauptstadt des ehem. Chasarenreiches a. d. Wolga, 63. Sternbild des Tierkreises, 65. europ. Inselbewohner, 67. Titel einer Händel-Oper, 69. russisch: hundert, 71. Zauberberg im Märchen, 74. Lasttier, 75. indisches Frauengewand, 77. Großmutter, 79. jugoslaw. Donaunebenfluß, 80. kleiner lachsartiger Oberflächenfisch, 81. Dreipolröhre, 83. ein Bittermittel, 85. kalkreicher Ton, 88. ausgeflockter Niederschlag, 89. Großeule, 90. altgriech. Stadt, Fundort kleiner Tonfiguren (Terrakotten), 92. altgerm. Schriftzeichen, 93. lateinisch: das Ich, 94. Küstenschutz (Abk.), 96. Ausdrucksweise, 98. großes Gewässer, 99. tschech. Reformator des 14. Jh., 101. griech. Buchstabe, 103. Öffnung im Schiffsdeck, 104. eine Kurzschrift (Kurzw.), 107. Ort östl. von Meerane, 108. engl. Industrie- u. Hafenstadt in Südwales, 109. lateinisch: und, 110. russ. Männername, 111. chem. Stromquelle (z. B. für Taschenlampen), 112. Führer des Kosaken- u. Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 113. Antilopenart, 115. hundertäugiger Wächter der griech. Sage, 116. lateinisch: im Jahre, 117. Riesentintenfisch, 118. Teil des Fußballfeldes, 119. Stadt in Mittelsibirien (Krai Krasnojarsk), 120. Kolbengetreide, 121. Wendekommando, 122. mittelitalien. Stadt.

Senkrecht: 1. sowjet. Schriftsteller („Der stille Don"), 2. nordfranzös. Stadt, 3. sowj. Fluß zum Schwarzen Meer, 4. Lotterieanteilschein, 5. glasiges Vulkangestein, 6. Zirkusarena, 7. Ort nördl. von Orsk, 8. Hausflur, 9. nordeuropäischer Staat (i. d. Landessprache), 10. rein, unverfälscht, 11. senkrechter Mauerstreifen, 12. kleine griech. Kykladeninsel, 15. Monatsname, 17. norweg. Polarforscher (gest. 1930), 19. Papageienart, 21. altnord. Gott, Haupt der Asen, 23. Ort im Zentrum der Estnischen SSR, 25. Teil des Kaffeegeschirrs, 29. Fluß im nördl. Kasachstan, 31. deutscher Neurologe, Mitbegründer der modernen Nervenheilkunde (gest. 1921), 32. französ. Mathematiker des 19. Jh., 35. zu den Stören zählender Fisch, 36. Gesichtshaar, 37. Ort nordöstl. von Kasan/Tatarische ASSR, 39. oberital. Weinbaustadt, 41. lateinisch: Kreis, Erdkreis, 43. Pampashase Argentiniens, 44. Flächenmaß, 46. altjapan. Brettspiel, 48. griech. Vorsilbe, auf Luft bezüglich, 50. Lehre von den Spracheigentümlichkeiten eines Volkes, 52. englisch: Ohr, 54. Fluß zur Nordsee/BRD, 56. Zarenerlaß, 58. Geweihhaut, 59. Geschäftsnebenstelle, 64. sowj. Volk im Westen der UdSSR, 66. lateinisch: ist, 67. See in Nordamerika, 68. russ.-sowj. Mathematiker, Luft- u. Raumfahrttheoretiker (1857–1935), 70. ein Ob-Nebenfluß, 72. Kampferfolg, 73. bedeut. sowj. Dichter (1893–1930), 76. Schiff des griech. Sagenhelden Iason, 78. sowj. See in Mittelasien, 80. svw. Lachs, 82. chem. Zeichen für Europium, 83. Lastarm an Fördereinrichtungen (z. B. Kran u. Bagger), 84. sowj. Flugzeugtyp, 86. Leichtathlet, 87. Ort nördl. von Gera, 91. weibl. Stimmlage, 92. Helfer in höchster Not, 95. englisch: Treppen, 97. malaiische Anrede, svw. Herr, 100. Fellboot der Eskimo, 101. Mädchenname, 102. noch ein Mädchenname, 104. Renn- bzw. Wettkampfbeginn, 105. engl. Komponist (1857–1934), 106. svw. ungebraucht, 107. altspanische Silbermünze, 111. Gutschein, 112. südeurop. Hauptstadt, 114. Mutter der Burgunderkönige.

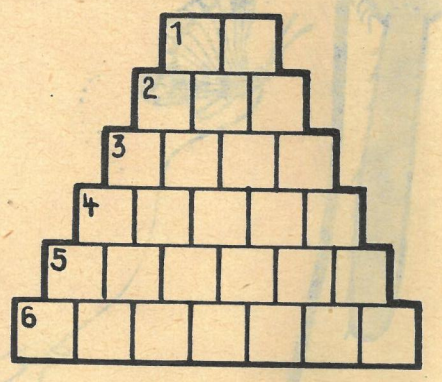
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs (zusätzlich eines weiteren Buchstabens) zu verwenden:
1. südamerikan. Faultier, 2. Mädchenname, 3. staatl. sowj. Verwaltungseinheit, 4. afrikan. Hauptstadt, 5. russ. Dreigespann, 6. gelbroter Pflanzenfarbstoff.



Wörterband

Von außen nach innen: Sammelbezeichnung für alle Pflanzenarten der Erde – Hohlorgan – Funkmeßverfahren – Teil der Funkanlage – Fallklotz – Krankentransportgerät – Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland – altröm. Grenzwall – Schiff des griech. Sagenhelden Iason – Spielführung – Rennpferd – Schabeisen der Kammacher – Kartenwerk – Stimme bzw. Teil eines Musikstücks.

Von innen nach außen: Geruchsverschluß – weibl. Stimmlage – schweizer. Flächenmaß – italien. Währungseinheit (Mz.) – Trinkstube – Backmasse – Titelgestalt einer Oper von Gotovac – einkeim-

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

blättrige Pflanze – Titelgestalt bei Erich Kästner – jugoslaw. Stadt in Serbien – Sanddünenwüste – Sorte – Mädchenname – Autor des Jugendbuches „Trini" – italien. Vulkan in der Landessprache – Wagenteil – altgriech. Kriegsgott – Gestalt aus „Don Carlos" – Männername.

F	L	O	R	A	B	L
A	G	E	R	A	S	A
R	T	R	A	B	I	S
T	E	S	P	E	N	E
□	I	A	A	R	L	R
M	G	L	R	I	I	A
M	E	T	T	L	M	D
A	R	A	R	E	E	A
R	O	G	R	A	S	R
E	N	N	E	T	N	A

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen: 1. italien. Filmschauspielerin, 2. Halbedelstein (Mz.), 3. Fallklotz, 4. Männername, 5. Untiefe (Mz.).

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

C	E	R	B	A	C	O	■	O	S	T	E	R	I	A
A	R	E	■	R	I	L	A	■	I	■	D	I	N	G
R	A	S	E	R	E	■	■	S	E	L	E	N	G	A
L	■	S	■	A	N	F	R	A	G	E	■	G	■	M
O	B	E	R	S	■	A	■	M	■	U	W	E	■	A
S	U	R	A	■	K	N	A	B	E	■	I	R	A	N
■	N	■	B	L	U	T	R	A	C	H	E	■	L	■
L	A	G	E	■	R	■	S	■	K	■	■	O	T	E
E	■	A	■	X	■	R	E	N	■	X	■	H	■	G
W	E	L	S	■	U	■	N	■	G	■	A	R	N	O
■	V	■	K	O	N	T	I	N	E	N	T	■	I	■
T	A	R	A	■	D	E	K	O	R	■	T	I	E	F
A	■	U	T	A	■	N	■	R	■	S	A	T	T	E
U	■	B	■	D	R	O	G	I	S	T	■	A	■	R
B	R	E	M	N	E	R	■	L	O	R	E	L	E	I
E	I	N	A	■	B	■	O	S	L	O	■	E	N	E
R	A	S	U	W	E	T	■	K	O	M	A	R	O	N

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. weibl. Stimmlage, 2. nordfranzös. Departementshauptstadt, 3. mittelitalien. Fluß, 4. DDR-Nachrichtenagentur (Abk.), 5. weltweit verbreitete Echsenart, 6. schweizer. Flächenmaß, 7. eine Sauerstoffverbindung des Arsens, 8. eine Bitte um Auskunft, 9. Blattschneideameise, 10. bei Naturvölkern verbreitete Sitte, die Tötung eines Verwandten durch Tötung des Täters zu sühnen, 11. ein synthetischer Kautschuk, 12. österr. Alpenpaß, 13. span. Männername, 14. ein Tasteninstrument, 15. künstlerischer Schmuck bes. von Glas, Porzellan u. Keramik, 16. svw. Sache, Gegenstand, 17. Fachverkäufer in einer Drogerie (Lehrberuf), 18. Titel einer Operette von Lehár, 19. japan. Maler des 13. Jh., 20. ein Gegner und Zeitgenosse Luthers, 21. Flüßchen bei Aschersleben, 22. Titelgestalt bei Alex Wedding, 23. Fluß im südl. Peru, 24. lateinisch: das Ich, 25. Nebenfluß des Arno, 26. svw. Urlaub, Freizeit, 27. Maß der Beschleunigung, 28. Wurfspieß, 29. Ingenieur (Abk.), 30. Staat in Vorderasien, 31. indoeurop. Stämme, die im 2. Jahrt. v. u. Z. nach Italien einwanderten, 32. Ort westl. von Tschernigow/Ukraine, 33. männl. Kind, 34. Heilverfahren, 35. svw. Erdteil, 36. Situation, 37. dichterisch: Löwe, 38. russ. Männername, 39. Rheinfelsen, 40. lateinisch: Milz, 41. Besteckteil, 42. Ort im SW der Halbinsel Kanin, 43. Verbindungsbolzen, 44. Musikzeichen, 45. Stadt im N des Krai Krasnojarsk, 46. Schlagsahne (mundartlich), 47. Sinnesorgan, 48. italien. Weinschenke, 49. mittelalterl. Jagd- oder Kriegshorn aus Elfenbein, 50. nordeurop. Hauptstadt, 51. Standvogel, 52. unerlaubt hohes Tempo beim Autofahren (umgangssprachl.), 53. Ort nördl. von Kisljar/Dagestan. ASSR, 54. Weinstock, 55. Nordlandtier, 56. Mädchenname, 57. bulgar. Gebirge, 58. Sportler einer schwerathlet. Disziplin, 59. bedeut. flämischer Maler des 16./17. Jh., 60. lateinamerik. Gesellschaftstanz, 61. Milchschüssel, 62. Kartenspiel, 63. zentralasiat. Fluß zum Baikalsee, 64. Kampferfolg, 65. wasserreicher Fluß, 66. ein Wolga-Nebenfluß, 67. Einzelvortrag, 68. Verpackungsgewicht, 69. österr. Opernsänger (Tenor), gest. 1948 in London, 70. meteorolog. Begriff, 71. männl. Singstimme, 72. Verbindungswort, 73. Stifterfigur des Naumburger Doms, 74. Männername, 75. Süßwasser-Raubfisch, 76. europ. Hauptstadt.

SCHACH

Revanche

Einen glänzenden Sieg errang WM-Anwärter Alexander Beljawski beim stark besetzten Hochofenturnier in Wijk aan Zee (Holland) – punktgleich mit Kortschnoi (Schweiz), mit 2,5 Punkten Vorsprung! Unter anderem revanchierte er sich gegen Van der Wiel für die beim Moskauer Interzonenturnier '82 durch einen „Patzer" erlittene Niederlage.

SIZILIANISCH, Van der Wiel (Niederlande)–A. Beljawski (UdSSR):
1. e4 c5 2. Sf3 d6 3. d4 cd 4. S:d4 Sf6 5. Sc3 a6 6. f4 e5 7. Sf3 Dc7 8. Ld3 Sbd7 9. 0-0 b5 10. De2 Lb7 11. Ld2 g6 12. b4 Lg7 13. fe de 14. a4 ba 15. T:a4 0-0 16. Tfa1 Tfb8 17. Kh1 Lf8 18. Sd1 Lc6 19. T:a6 T:a6 20. T:a6 L:b4 21. Lg5 Le7 22. Ta1 Sc5 23. Sc3 Tb2 24. Tf1 S:d3 25. D:d3 Tb4 26. Sd2 Sh5 27. Lh6 Td4 28. De3 Sf6 29. Df3 Dd6 30. Tf2 De6 31. h3 Sh5 32. Sb3 Td8 33. Td2 Tc8 34. Sa5 La8 35. Sd5 Ld8 36. Da3 Lh4! 37. Kh2 L:d5 38. T:d5 Df6 39. Dd3 g5 40. Td6 Df4+ 41. Kh1 Sg3+ 42. Kg1 Dc1+ 43. Dd1 D:d1+ 44. T:d1 f6 45. Sb7 S:e4 46. Td7 Lf2+ 47. Kf1 T:c2 48. Td8+ Kf7 49. Sd6+ S:d6 50. T:d6 e4 51. Td7+ Ke6 52. T:h7 Lc5 53. Th8 Tf2+ Weiß gab auf.

Auflösungen aus Heft 10/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Kandare (8), Leck (19), uni (48), Utah (43), Eugen (56), Maar (42), Isère (40), Latte (47), Artek (51), Rispe (4), Rab (17), Spa (53), Arno (13), Arate (15), Areg (34), Ill (59), Bus (30), Tank (3), Leier (31), Sage (20), Eau (38), Oma (36), Samos (1), Etage (21), Aarau (14), Altai (2), Isar (37), Liane (16), Hemd (9), Air (11), Akut (23), Terrine (41). **Senkrecht:** Kreta (60), Nugat (5), Arnika (12), Euler (22), Limes (55), Kura (52), Rast (50), Alès (46), Riga (57), Thar (49), Elegie (39), rar (29), Eroika (25), Ball (26), Passat (54), Attika (33), Ebro (44), Neer (6), Idol (10), Gig (32), Usus (18), Meiler (45), Marat (58), Start (28), Arasi (35), Eleve (27), Aden (24), Aida (7).

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Oka, 2. Berme, 3. Niere, 4. Brett, 5. Tenne, 6. Liebe, 7. Trude, 8. Taiga, 9. Terek, 10. Hel.
Von der Zahl nach links: 3. neo, 4. Birke, 5. Trema, 6. Leere, 7. Tinte, 8. Trent, 9. Taube, 10. Heide, 11. Serge, 12. Lea.

Füllrätsel: 1. Orbit, 2. Robbe, 3. Grock, 4. Errol, 5. Largo. – Orgel.

Wörterband. Von außen nach innen: Art, Atlas, Anger, Atem, Oktan, Esse, Irade, Lage, Motor, Spirale, Siel, Reti, Erben, Edel, Legat, Amor, Aula.
Von innen nach außen: Alu, Aroma, Tag, Elle, Deneb, Reiter, Lei, Sela, Rips, Rot, Omega, Leda, Ries, Senat, Komet, Areg, Nasal, Tatra.

Einer fehlt: Ru(h)e, Pr(e)ise, Re(i)he, Ga(n)s, Ma(r)at, Ar(i)e, Ba(c)ke, Ru(h)m, Ma(h)l, Br(e)ite, We(i)he, Su(n)d, Li(e)d. – Heinrich Heine.

Raten und Rechnen:

703	:	19	=	37
−		×		+
43	+	29	=	72
660	−	551	=	109

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 4) aus Heft 8/1984

Waagerecht: 1. ASK, 4. Nordpol, 8. Pantheon, 13. Cape, 14. Soll, 15. Go, 16. Phi, 17. Protest, 19. Assafjew, 23. Sea, 24. Lei, 25. Test, 26. RO, 27. Kadmium, 31. Lamento, 34. Treppe, 38. Anion, 39. Asa, 41. Seal, 42. Emir, 43. Ner, 44. Ure, 45. Stilett, 47. Beet, 49. Milo, 50. Skalar, 52. TRO, 53. Groll, 55. Edéa, 57. Nikolajewa, 59. Moor, 60. Nanon, 62. PAP, 63. Anerio, 65. Park, 67. Witt, 69. Projekt, 70. Ana, 71. Ada, 72. Erik, 74. Rehe, 76. Ase, 77. Ewene, 78. Kamera, 80. Jerewan, 82. Schlag, 84. et, 86. Enna, 87. Tal, 88. Ero, 90. Jüterbog, 93. Graupen, 96. Alewina, 99. el, 100. Alei, 101. Aral, 102. Skat, 103. Wladimir, 104. Nonsens, 105. Sotkamo.
Senkrecht: 2. Schau, 3. Kai, 4. Nepela, 5. Rho, 6. Oss, 7. Lotto, 8. Plaste, 9. Nis, 10. Huf, 11. Oger, 12. Nowouralsk, 16. Pein, 18. Ria, 20. Strabo, 21. Alp, 22. Oka, 23. Smorodowka, 28. Anni, 29. Dielen, 30. Mark, 32. Metropole, 33. Tretjakow, 35. Ele, 36. Petropawlowsk, 37. EM, 40. Sean, 41. Stowe, 44. USA, 45. Sakar, 46. Trent, 48. Ego, 49. Mendelejew, 51. Lippe, 54. Oradea, 56. Eni, 58. Aras, 59. Moa, 61. Stereo, 64. Ines, 66. Rang, 68. tre, 73. Ik, 75. Hangar, 76. Ananas, 77. Ehre, 79. Mir, 80. Jagen, 81. Ate, 83. Cello, 85. Tüll, 89. Cato, 91. Erd, 92. BAM, 94. Rio, 95. Poe, 96. Aas, 97. Ika, 98. Nam. – **Lösungswort:** Transkauskasische Magistrale.

Es gewannen:

1. Preis	100,–	Jutta Beckel 2591 Rubitz
2. Preis	75,–	Horst Köhler 9260 Hainichen
3. Preis	50,–	Hildegard Homann 7400 Altenburg
4. Preis	25,–	M. Hübner 3271 Möses

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

1

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.

Mitja, spielst du schon wieder herum? Gleich machst du dich an deine Schularbeiten! Was sagt man nur zu solch einem Faulpelz!

Ein Fußgänger geht vom Punkt A zum Punkt B mit der Geschwindigkeit von 4 km pro Stunde. Nach 15 Minuten folgt ihm ein Motorradfahrer mit 60 Kilometer pro Stunde...

Bevor du deine Aufgaben nicht erledigt hast, wird nicht ferngesehen!

Du hast dich verrechnet, mein Freund!

Du solltest mich nicht einfach wegwerfen, Mitja! Ich könnte dir nämlich sehr nützlich sein. Ich bin kein gewöhnlicher Bleistift...

...nun sag bloß, du bist ein Zauberstift!

Ich will es dir beweisen. Wünsch dir etwas, und du wirst sehen, was ich alles kann...

Solch einen Freund habe ich mir schon lange gewünscht! Also gut: Ich wünsch mir auf der Stelle einen Fernseher ins Kinderzimmer!

Gleich wirst du eine Überraschung erleben!

Ein Fußgänger geht vom Punkt A zum Punkt B mit der Geschwindigkeit von 4 km pro Stunde. Nach 15 Minuten folgt ihm ein Motorradfahrer mit 60 Kilometer pro Stunde...

Bild 2: Zu welcher Äußerung paßt die Situation? (Einen passenden Satz finden Sie auf Seite 46 – Aufl. s. Rucktitel)

Вам ясно, что я имею в виду? Если нет, то нам надо с вами ещё поговорить об этом. Что вы имеете в виду? Вы согласны со мной?	*Wamjåßn(o), schtoja imėju wwidu? Jėßli njät, to nam nád(o) ßwámi jistschö pagawarítj abåt(o)m. Schtö wy imėjitje wwidu? Wy ßaglåßny ßamnöj?*	Ist Ihnen klar, was ich meine? Wenn nicht, müssen wir noch (einmal) darüber reden. Was meinen Sie /haben Sie im Auge? Stimmen Sie mir zu? (Auch: Sind Sie mit mir zufrieden?)
Согласитесь, что я прав.	*ßaglåßitjis, schto ja praf.*	Sagen Sie, daß ich recht habe.
Без сомнения /Несомненно/. (Это) безусловно (так). Мы не согласны с вами. К сожалению, я не могу согласиться с вами.	*Bjäßamnėnija /Nißamnjänn(o)/. (Åt(o)) bisußlówn(o) (tak). My nißaglåßny ßwámi. Kßashyljėniju, ja ni magú ßaglaßítßa ßwámi.*	Ohne Zweifel /Zweifelsohne/. (Das ist) zweifellos (so). Wirsindnichtmit Ihnen einverstanden. Leider kann ich Ihnen nicht zustimmen.
Я с вами вполне согласен /согласна[1])/.	*Ja ßwámi fpalnjå ßaglåßjin /ßaglåßna/.*	Ich bin ganz Ihrer Meinung.
Я вполне разделяю ваше мнение. Это и моё мнение. У меня другое мнение по этому вопросу.	*Jafpalnjå rasdjiljáju wásche mnėnije. Åt(o) i majó mnėnije. U minjå drugóje mnėnije paåt(o)mu waprößu.*	Ich bin völlig Ihrer Meinung. Das ist auch meine Meinung. In dieser Frage bin ich anderer Meinung.
Я против (этого). Я не против /ничего не имею против/.	*Ja prótjif (åt(o)w(o)). Ja ni prótjif /nitschiwó niimėju prótjif/.*	Ich bin dagegen. Ich bin nicht dagegen /habe nichts dagegen/.
Это не упрёк, а просто совет.	*Åt(o) niuprjók, a próßt(o) ßawjåt.*	Das ist kein Vorwurf, sondern einfach ein Rat(schlag).
По-моему … … он прав /она права/. … вы ошибаетесь. … он ошибся /она ошиблась/.	*Pa-mójimu … … on praf /aná prawá/. … wy aschybájitjis. … on aschýbßa /aná aschýblas/.*	Meines Erachtens … … hat er /sie/ recht. … irren Sie sich. … hat er /sie/ sich geirrt.
Не могу не сделать вам замечание.	*Ni magú ni sdjålat(a)tj wam samitschånije.*	Ich muß Sie (leider) kritisieren.
Я должен /должна[1])/ вам, к сожалению, сказать/сообщить/что-то мало приятное.	*Ja dólshyn /dalshná /wam, kßashyljėniju, ßkasátj/ßaabschítj/schtó-to mál(o) prijátn(o)je.*	Ich muß Ihnen leider etwas wenig Angenehmes sagen /mitteilen/.
Я не возражаю. Я категорически возражаю! Если вы не возражаете, мы начнём с первого вопроса.	*Ja ni wasrasháju. Ja katjigarítschißki wasrasháju! Jėßli wy niwasrashájitje, my natschnjómßpjårw(o)w(o)waprößa.*	Ichhabenichts(dagegen)einzuwenden. Ich bin entschieden dagegen! Wenn Sie keine Einwände haben, beginnen wir bei der ersten Frage.
Нам очень хочется с вами обмениваться … … мнениями. … опытом.	*Nam ótschin chótschitßa ßwámi abmėniwatßa … … mnėnij(a)mi. … ópyt(o)m.*	Wir möchten gern … … unsere Meinung mit Ihnen austauschen. … mit Ihnen in Erfahrungsaustausch treten.

FREIE WELT LEHRGANG

Russisch für jedermann

Alltagswendungen

Wollen Sie sich im Freundesland zurechtfinden, so brauchen Sie einige Redewendungen unbedingt. Wir haben die wichtigsten davon für Sie zusammengestellt. Mit diesen Satzmodellen können Sie sich nach Metro und Weg erkundigen, alle grüßen und begrüßen, sich mit Bekannten verabreden, sich für eine Verspätung entschuldigen, Komplimente machen …

6. Meinungsaustausch; Fragen, Auskünfte

PREISFRAGE

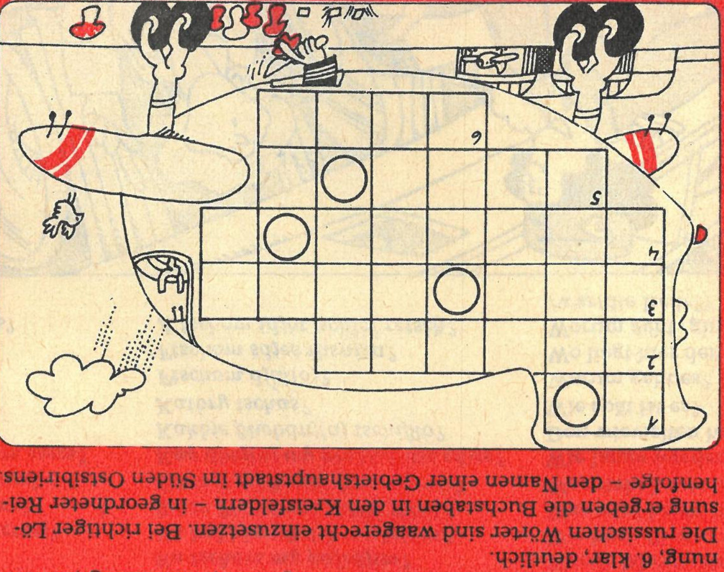
Setzen Sie die fehlenden Wörter ein: Я надеюсь, что вы меня (verstehen werden). Что вы (meinen)? (Das Problem) решена.

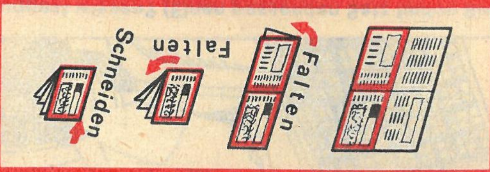
Drei Gewinner werden ausgelost!

1. Preis: ein Service mit Lackmalerei aus Chochloma
2. Preis: drei große Wörterbücher: deutsch-russisch/ russisch-deutsch
3. Preis: eine Holzschatulle

Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Ihre Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) senden Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, PSF 10.

Wer Lust hat, löst außerdem unser Füllrätsel mit Vokabeln dieser Lektion:
1. ja, 2. Frage, 3. präzisieren, 4. entschuldigen Sie, entschuldigt, 5. Meinung, 6. klar, deutlich.
Die russischen Wörter sind waagerecht einzusetzen. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Kreisfeldern – in geordneter Reihenfolge – den Namen einer Gebietshauptstadt im Süden Ostsibiriens.





Zusammenstellung der Satzmodelle: Helle Borchert-Rymarowicz; Illustration: Detlev Schüler; Füllrätsel: Regina Riemann; fachliche Beratung: Valeri Makarenko; Redaktion: Elke Grahl.

Einsendeschluß: 13. 6. 1984. Auflösung in Heft 14/84 (Leserforum).

Gewinner der 4. Lektion (Heft 7/84)
Das Service geht an: Walter Hübner, Oelsnitz; die drei Wörterbücher erhält: A. Strohwald, Berlin; die Holzschatulle: Inge Deppe, Trebus. In die Preisfragesätze waren einzusetzen: сделать пересадку, ходит. Lösungswort des Füllrätsels: Волга.

Auflösungen der Bildzeilen:
Bild 1: Хочу привести один пример.
Bild 2: Очень хотелось бы продолжить наш с вами обмен опытом.
Bild 3: На какой высоте мы летим?

У меня к вам вопрос.	*U mínjä kwam waprós.*	Ich habe eine Frage an Sie.
Разрешите вам задать вопрос.	*Rasr(e)schíjtje wam sádätj wapros.*	Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Frage stelle.
Позвольте задать несколько вопросов.	*Paswólje sádätj nášbk(o)lk(o) wapróßj.*	Darf ich ein paar Fragen stellen?
Теперь ваша очередь задавать вопросы.	*Tíjpjer wáscha ótsch(e)ridj sadawátj wapróßj.*	Jetzt ist es an Ihnen, Fragen zu stellen.
Да, конечно.	*Da, kanéschn(o).*	Ja natürlich.
Разумеется.	*Rasumétitßa.*	Selbstverständlich.
Это само собой разумеется.	*Ät(o) sám(o) sobój rasumétitßa.*	Das versteht sich von selbst.
Я надеюсь, что вы меня поймете.	*Ja nadéjus, schto wy mínjä pajmjótje.*	Ich hoffe, daß Sie mich verstehen (werden).
В доказательство приведу вот такой факт.	*Wdakasátjilßtw(o) priw(e)dú wótkoj fakt.*	Zum Beweis führe ich folgende Tatsache an.
Не стоит приводить примеры.	*Nj ßtóit priwadítj prímjäry.*	Das muß nicht (mit Beispielen) belegt werden. (Es lohnt nicht, Beispiele anzuführen.)
Хочу привести один пример.	*Chatschú priwißtí adín prímjär.*	Ich möchte ein Beispiel anführen.
Я мог бы /могла[1]) бы/ привести важные цифры /данные, факты/.	*Ja mógby /magłáby/ priwißtí wáschnyje zyfry /dánnyje, fákty/.*	Ich könnte wichtige Zahlen /Angaben, Fakten/ anführen.
Я не понимаю, что вы имеете в виду.	*Ja nj panimáju, schto wy imjétjtje wwidú.*	Ich verstehe nicht, was Sie meinen.
Тогда мне надо это...	*Tagdá mnjä nádo ät(o)...*	Dann muß ich es...
... уточнить.	... *utatschnítj.*	... präzisieren.
... объяснить.	... *abjßnítj.*	... erläutern.
... повторить другими словами.	... *paftarítj drugímj ßlawámi.*	... anders ausdrücken. (... mit anderen Worten wiederholen)
Можно вмешаться (в ваш разговор)?	*Mósch(o) wmischátßa (wwasch rasgawór)?*	Darf ich auch etwas sagen? (Darf ich mich [in Ihr Gespräch] einmischen) Darf ich Sie unterbrechen?
Разрешите вас перебить.	*Rasr(e)schíjtje was pr(e)rwátj.*	
Ты прав /правá[1])/.	*Ty praf /pravá/.*	Du hast recht.
Вы правы.	*Wy právy.*	Sie haben /Ihr habt/ recht.

Каковы ваши планы на будущее?	*Kakówy wáschy plánы na búdußee?*	Wie sehen Ihre Zukunftspläne aus?
Что случилось?	*Schto ßlutschílo(s)?*	Was ist passiert /geschehen/?
На чём мы ноедем?	*Na tschom my paßédim?*	Womit fahren wir?
На какой высоте мы летим?	*Na kakój wysótje my letím?*	Wie hoch fliegen wir?
Что сегодня идёт в кино?	*Schto siwódnj(a) idót fkíno?*	Was wird heute im Kino gespielt?
Как долго вы пробудете здесь?	*Kag dólgo wy prabúdítje sdjes?*	Wie lange werden Sie hiersein?
Какое сегодня число?	*Kakóje siwódnja tschißlo?*	Den wievielten haben wir heute?
Который час?	*Katórы tschas?*	Wie spät ist es?
В чём дело?	*Ftschom djéła?*	Worum geht es?
В чём здесь разница?	*Ftschom sdjes rásnitza?*	Wo liegt hier der Unterschied?
О чём идёт /шла/ речь?	*A tschom idót /schła/ retsch?*	Worum geht /ging/ es? (Wovon ist /war/die Rede?)

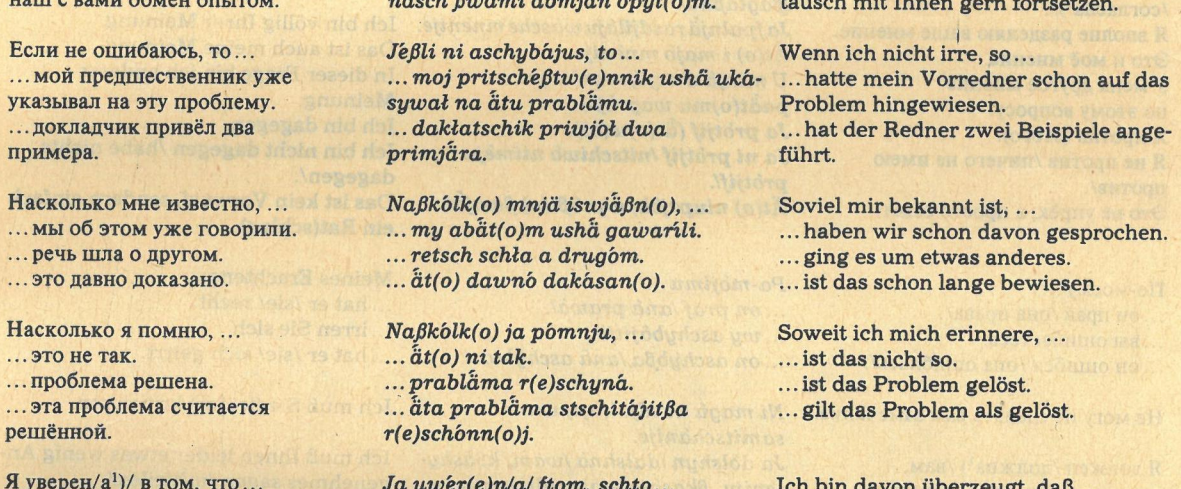


Bild 3: Was will der Flugpast wissen? (Einen passenden Satz finden Sie auf dieser Seite – Aufl. s. Rücktitel)

Очень хотелось бы продолжить наш с вами обмен опытом.	*Ótschin chatjät(o)sby pradółshytj nasch ßwámi abmjän ópyt(o)m.*	Wir möchten den Erfahrungsaustausch mit Ihnen gern fortsetzen.
Если не ошибаюсь, то...	*Jéßli ni aschybájus, to...*	Wenn ich nicht irre, so...
...мой предшественник уже указывал на эту проблему.	*... moj pritschéßtw(e)nnik ushä ukásywał na ätu prablämu.*	...hatte mein Vorredner schon auf das Problem hingewiesen.
...докладчик привёл два примера.	*... dakłatschik priwjół dwa primjära.*	...hat der Redner zwei Beispiele angeführt.
Насколько мне известно, ...	*Naßkólk(o) mnjä iswjäßn(o), ...*	Soviel mir bekannt ist, ...
...мы об этом уже говорили.	*... my abät(o)m ushä gawaríli.*	...haben wir schon davon gesprochen.
...речь шла о другом.	*... retsch schła a drugóm.*	...ging es um etwas anderes.
...это давно доказано.	*... ät(o) dawnó dakásan(o).*	...ist das schon lange bewiesen.
Насколько я помню, ...	*Naßkólk(o) ja pómnju, ...*	Soweit ich mich erinnere, ...
...это не так.	*... ät(o) ni tak.*	...ist das nicht so.
...проблема решена.	*... prabläma r(e)schyná.*	...ist das Problem gelöst.
...эта проблема считается решённой.	*... äta prabläma stschitájitßa r(e)schónn(o)j.*	...gilt das Problem als gelöst.
Я уверен/а[1])/ в том, что...	*Ja uwér(e)n/a/ ftom, schto...*	Ich bin davon überzeugt, daß...
...вы правы.	*... wy právy.*	...Sie recht haben.
...вы не ошиблись.	*... wy ni aschýblis.*	...Sie sich nicht geirrt haben.
...его точка зрения правильна.	*... jiwó tótschka srénija práwilna.*	...sein Standpunkt richtig ist.
Я очень хочу /Мы очень хотим/ узнать ваше мнение (по этому вопросу).	*Ja ótschin chatschú /My ótschin chatjím/ usnátj wásche mnénije (pa ät(o)mu wapróßu).*	Ich /Wir/ möchte/n/ gern Ihre (eure) Meinung (zu dieser Frage) erfahren.
Это возмóжно?	*Ät(o) wasmóshn(o)?*	Geht das? (Ist das möglich?)
Какóе ваше мнение?	*Kakóje wásche mnénije?*	Welches /Wie/ ist Ihre Meinung?
Каковы ваши представления?	*Kakawý wáschy pritßtawlénija?*	Welches sind Ihre Vorstellungen?
Как вы считаете?	*Kak wy stschitájitje?*	Wie meinen /denken/ Sie (darüber)?
Вы это считаете возмóжным?	*Wy ät(o) stschitájitje wasmóshnym?*	Halten Sie das für möglich?
Что вы скажете на это?	*Schto wy ßkáshytje naät(o)?*	Was sagen Sie dazu?

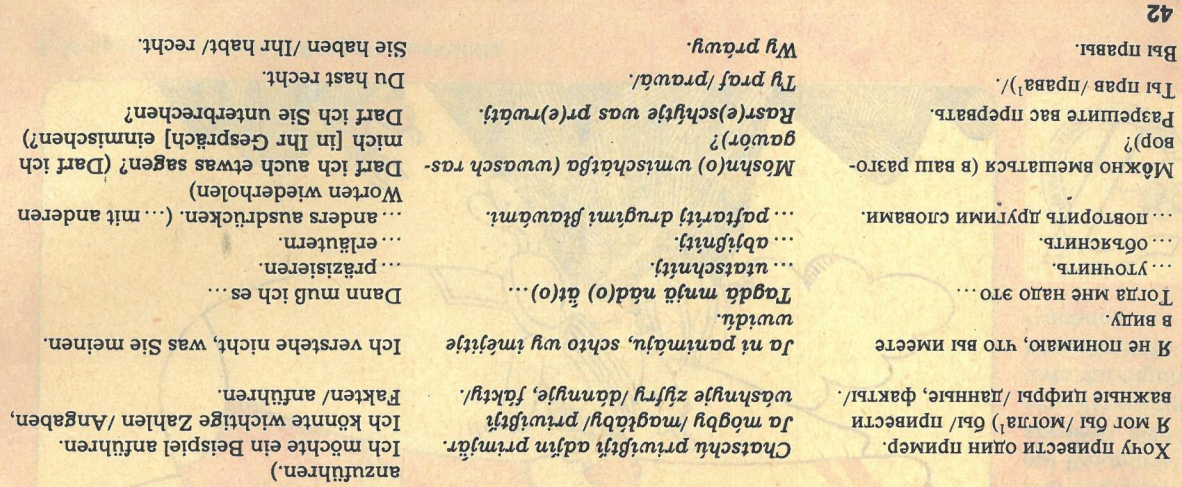


Bild 1: Was führt der Dozent als Beweis an? (Einen passenden Satz finden Sie auf Seite 42 – Aufl. s. Rücktitel)

Совершенно верно /правильно/.	*ßaw(e)rschänn(o) wjärn(o) /práwiln(o)/.*	Völlig richtig.
Прáвда?	*Práwda?*	Stimmt das? /Auch: Nicht wahr?/
Правда.	*Práwda.*	Allerdings /Das stimmt/ Das ist wahr/.
Я в курсе /Я в курсе дела/.	*Ja fkúrßje /Ja fkúrßje djäła/.*	Ich bin im Bilde. (Ich weiß Bescheid.)
Извините, я не в курсе.	*Iswinítje, ja ni fkúrßje.*	Entschuldigen Sie, ich bin nicht informiert.

[1]) Die sprechende bzw. angesprochene Person ist weiblichen Geschlechts.

Beachte: Die fettgedruckten Vokalbuchstaben in den Fragen markieren die Stimmführung (Intonation); ohne Dach: Stimmsenkung, mit Dach: Hebung und sofortiges Absinken. Am Ende eines Fragesatzes bleibt die Stimme unten.

Beachte:
- Wörter, die unbedingt zusammen gesprochen werden müssen, werden auch zusammen geschrieben.
- ł = hartes (kehlig gesprochenes) l

Merke: Als Übersetzung für вы, вас usw. (vgl. Deklination der persönlichen Fürwörter) kommt außer Sie (Nom. und Akk.) auch ihr, euch in Frage.

Fortsetzung von Seite 35

Zu Besuch bei Olha Pawliwna

„Wer ist das?“ fragt Olenka. „Er hat Ähnlichkeit mit Beethoven.“

„Der Bildhauer Lyssak. Er war hager und bucklig, eine ganz unauffällige Erscheinung. Man sagt, dies sei sein bestes Bildwerk. Sein Leben lang hat er sich selbst gestaltet.“ Jetzt finden Mashuha und Olenka Pawliwnas Grab leicht, weil sie von der anderen Seite kommen. Sie setzen sich auf die kleine Bank und sonnen sich schweigend. Nach vorn gebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in den Händen, sitzt Mashuha.

„Sie meinen, Sie wären an ihrem Tod schuld“, sagt Mashuha, während er dem Schmetterling und seinem kühnen Flug in den Frühling nachsinnt. „Das kommt einem in solchen Situationen immer so vor. Wer an der Front gewesen ist, kennt das genau. Der Zufall und die Ungewöhnlichkeit des Todes, seine Launen hypnotisieren uns, weil wir in allem Logik suchen, schließlich leben wir in der Epoche der wissenschaftlich-technischen Revolution und wollen immer, daß alles der Wissenschaft entspricht. Wir suchen Ursachen und Wirkungen, ohne sie uns jedoch erklären zu können. Es ist ein Rätsel… Beruhigen Sie sich, Olenka! Sie trifft hier keine Schuld, niemand kann Ihnen etwas Böses anlasten… Und wenn wir es schon ganz genau nehmen, dann sind wir alle schuld, das ganze Labor, bis auf den letzten Mann. Sie war vierzig, und was ist sie gewesen? Haben Sie einmal darüber nachgedacht? Einfacher wissenschaftlicher Mitarbeiter. Hundertfünfzig Rubel im Monat. Aber sie hat zwei Kinder. Ihre Mitstudenten sind alle gut untergekommen: mehrere Doktoren der Wissenschaften, ein Haufen Kandidaten, einige in leitenden Positionen… Sie hat sich geschämt, zur Wiedersehensfeier ihrer Seminargruppe zu gehen. Denn das ist sehr oft ein Jahrmarkt erbärmlicher Eitelkeit. Und was bist du? Und du? Vor zwanzig Jahren – Sie waren damals noch nicht im Labor – hat man ihr in einem anderen Institut den Posten eines wissenschaftlichen Arbeitsleiters angeboten. Zweihundertfünfzig wollte man ihr geben. Na, als unsere das hörten, gab es eine Panik. Wieso denn das? Olha Pawliwna will uns verlassen? Das ist doch ein Skandal, entsetzlich! Wie von der Tarantel gestochen kam der Chef angeprescht, und Soja Petriwna, alle waren in heller Aufregung. Sie haben doch geniale Hände und ein goldenes Herz, alle brauchten sie, keine Widerrede – wie sollte man ohne Olha Pawliwna auskommen? Auch ich eilte zu ihr: Olja, Oletschka, verlaß uns Arme nicht! Man versprach ihr goldene Berge: Olha Pawliwna, bleiben Sie nur ja, sowie ein Platz frei wird, setzen wir Sie als wissenschaftlichen Arbeitsleiter ein. Unverzüglich kam sie an die Bestentafel. Eine Urkunde überreichte man ihr. Von allen Seiten umgab man sie mit Hochachtung. Aber zum Arbeitsleiter ernannte man sie nicht. Man wußte, sie ist gutmütig, sie geduldet sich. Sie wird nicht zum Direktor gehen und nicht wie die Lapina hysterische Auftritte inszenieren. Und sie geduldete sich. Nebenbei bemerkt, liegt das betreffende Institut im Stadtzentrum. Dort gibt es keinen Berg, keine Autos werden aus der Kurve getragen. So habe ich mich am allermeisten vor ihr schuldig gemacht.“

Mashuha verstummt, ihn verfolgt der absurde, quälende Gedanke: Ob der gelbe Falter zurückkehren wird? Ob er noch lebt? Olenka steckt die schmalen Hände in die Ärmel ihres Mantels.

„Es war vor zehn Jahren“, erzählt er. „Da fuhr ich mit Olha Pawliwna gemeinsam zu einer Konferenz nach Tschernowzy… Ich war zu der Zeit in eine Frau verliebt und rief unaufhörlich bei ihr an… Nach der Konferenz begann, wie üblich, ein Bankett, die Wissenschaftler wetteiferten miteinander in Geistreicheleien, man amüsierte sich mit allen möglichen Tänzen. Ich tanzte mit Olha Pawliwna, sie holte mich die ganze Zeit – ich tanze nicht gern, obendrein schlecht. Ich habe mich noch und noch gelangweilt, dann bin ich ins Erdgeschoß gegangen. Dort stand ein Telefonautomat für Ferngespräche. Ich rief diese Frau an und wechselte einige Worte mit ihr, dann kehrte ich glücklich, ganz aufgeregt ins Restaurant zurück und tanzte wieder mit Olha Pawliwna. ‚Was ist nur heute los mit dir?‘ fragte sie. – ‚Oletschka‘, sagte ich zu ihr, ‚nichts Besonderes, ich bin einfach schrecklich verliebt. Ich sterbe vor Liebe.‘ Das sagte ich ihr so leichthin ins Ohr wie ein Belmondo vom Bessarabka-Platz. Sie lachte glücklich und sagte nichts, wir tanzten den ganzen Abend, dann brachte ich sie zu ihrem Zimmer und küßte sie mehrmals herzhaft auf die Wange – wir waren doch Freunde, hatten in derselben Seminargruppe studiert –, und das war alles. Erst hinterher, Jahre später, habe ich begriffen, daß sie damals wahrscheinlich gedacht hat, ich sei in sie verliebt. Können Sie sich vorstellen, wie entsetzlich das ist? Ich konnte ihr doch nicht sagen: Olja, verzeih, ich bin nicht in dich, sondern in eine andere verliebt, es war ein kleiner technischer Fehler. Dies um so mehr, weil sie einmal zu mir gesagt hat, die Konferenz in Tschernowzy sei das Schönste gewesen, was es je in ihrem Leben gegeben hätte. Da konnte ich doch nicht mit meiner Richtigstellung ankommen… Mir scheint, sie ist meinetwegen und nicht wegen unserer Versprechungen im Institut geblieben… Glauben Sie mir, das ist keine Anmaßung von mir, ich fühle es einfach in meinem Innern, daß es sich so verhalten hat. Und jetzt schäme ich mich so, Olenka, als hätte ich sie um etwas sehr Hohes, sehr Edles betrogen… Mit solchen Dingen scherzt man nicht. Hätte sie unser Institut verlassen, würde sie noch leben. Erst jetzt nach ihrem Tod kommt mir zum Bewußtsein, was für einen Menschen ich verloren habe. Wissen Sie, manchmal hat mich ihr Verhalten zu mir sogar geärgert, ich fand ihre Komplimente für mich übertrieben, sie lobte mich zu sehr. Das mochte ich nicht. Aber heute fehlt mir das… Demnächst wird meine Monographie erscheinen, die im Prinzip niemand braucht, außer vielleicht einige Fachspezialisten. Sie löst nicht die Probleme des Krebses, nichts löst sie. Alle werden mich zu ihrem Erscheinen beglückwünschen, ohne in Ekstase zu verfallen. Mit Vergnügen werden sie aus diesem Anlaß das Glas erheben, und der Flaschenbestand unseres ‚Restaurants‘ wird sich um einige leere Sektflaschen vergrößern, aber freuen wird sich niemand. Auch ich nicht. Richtig, von Herzen würde sich nur Olha Pawliwna freuen, sie würde das Buch stolz allen Bekannten zeigen und sagen, dies sei eine Entdeckung von Weltbedeutung, ein Nobelpreis… Und ich… Als ihr letzter Artikel erschienen war, habe ich laut gelacht und ironische Bemerkungen gemacht; der Artikel hatte zehn Koautoren, und sie war, nach dem Alphabet, als achte genannt. Ich sagte zu ihr: ‚Oletschka, laß die Finger von der Wissenschaft, back lieber Pasteten, denn Pasteten sind die Berufung deines Lebens, dein Beitrag zur Weltzivilisation.‘ Sie stimmte in mein Gelächter ein und gab mir recht… Sie hatte uns ins Herz geschlossen, aber wir sie nicht. Vielleicht ist sie deswegen so früh… Weil sie ohne Liebe nicht hat leben können. Natürlich nicht im Sinne eines schlechten Romans, sondern echter, menschlicher Liebe. Oletschka, wenn Sie wüßten, was sie diese Beschwingtheit, dieses Lachen, die ständige Aufgeschlossenheit für Humor und der ganze Idiotismus, auf den wir uns soviel einbilden, gekostet hat! Wie stark sind wir doch, scheint sie zu sagen, wir bringen es fertig, auf unserer eigenen Beerdigung zu lachen… Einmal hat sie mir gestanden, daß sie nach unseren Späßen und unserer Wohlausgeglichenheit im Institut in den Nächten weine und nicht schlafen könne, morgens schminke sie sich dann und spaziere mit einem sorglosen Lächeln zur Arbeit.“

„Was ist denn aus dieser Frau geworden?“

„Aus welcher?“ Er dreht sich verwundert zu Olenka um.

„In die Sie damals verliebt waren.“

„Ach, nichts weiter. Sie hat sich in einen anderen verliebt. Wie das so ist.“

Tief läßt er den Kopf sinken und tritt mit einem Schuh den Weg fest. Olenka legt ihm die Hand auf den Kopf: Warm und leicht ist sie; in dieser Geste liegt etwas Vertrautes und Halbvergessenes. Mashuha erstarrt, wagt nicht, sich zu rühren – ebenso hat ihm doch die Mutter in der Kindheit die Hand auf den blonden Jungenkopf gelegt, wenn er sich etwas hatte zuschulden kommen lassen, und das war Ausdruck des Verzeihens und des Mitgefühls. Woher kommt die uralte mütterliche Geste bei diesem hageren, zerbrechlichen Mädchen, das halb so alt wie er ist?

Nun empfindet Mashuha das Fleckchen Erde am Grab nicht mehr als fremd, zwischen ihm und Olha Pawliwna hat sich eine gewisse verborgene Verbundenheit erneuert; sowohl der Sand und das Gitter als auch die Blumen – alles rückt näher. Er sollte manchmal auch allein hierher gehen, ohne auf Olenkas Einladung zu warten.

Wortlos stehen sie auf, er schiebt den Fichtenzweig auf dem Grab zurecht, der rote, von Vögeln angepickte Beeren des Schneeballstrauchs umkränzt, und sie entfernen sich in Richtung Institut.

Sie sind dem Ausgang schon ganz nahe – und in diesem Augenblick erscheint Olha Pawliwna in dem alten Friedhofstor. Langsam kommt sie ihnen entgegen, trägt einen Strauß purpurner Tulpen in der Hand, nur werden deren Blüten wahrscheinlich nicht von Gummiringen zusammengehalten, leicht wie ein Atemhauch öffnen sie sich der Sonne zu. Es gibt keinen Zweifel mehr – das ist Olha Pawliwna: dunkles Haar, Grübchen auf den Wangen, ein heiteres, unbeschwertes Lächeln auf den Lippen; nur ist sie seit der Zeit, in der sie einander nicht gesehen haben, jünger geworden. So hat Mashuha sie vom ersten Studienjahr in Erinnerung, als sie noch die Oletschka und nicht Olha Pawliwna gewesen war. Damals hat sie wohl auch Zöpfe getragen. Mashuha entdeckt in Olha Pawliwnas Haar weiße Schleifen, doch auf ihrem Gesicht liegt kein Lächeln – er hat sich getäuscht. Die er für Olha Pawliwna gehalten hat, geht finster und in Gedanken vertieft. Weil der Mantel nicht zugeknöpft ist, kann man ihre Schulkleidung sehen. Als das Mädchen die beiden erblickt, bleibt es stehen.

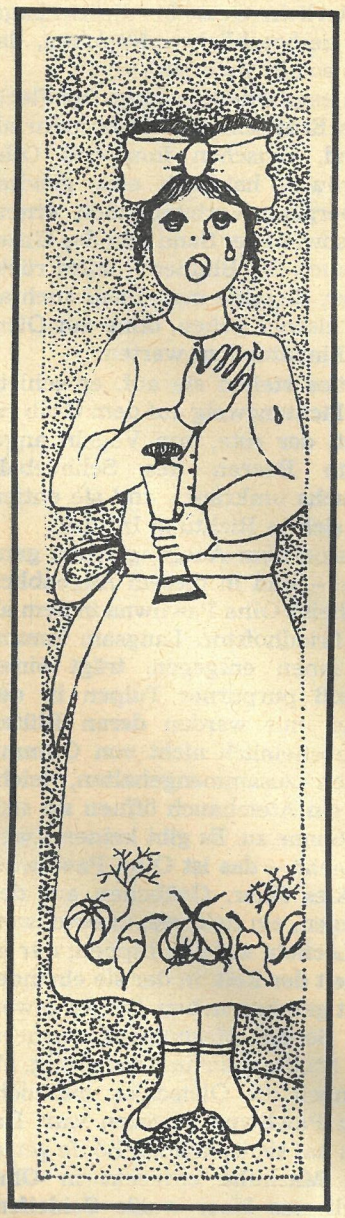
„Tante Lena“, sagt sie, „kann ich mir bei Ihnen einen Kolben und einige Reagenzgläser holen? Unsere Chemielehrerin bittet darum. Ich komme nachher zu Ihnen, ja?“

Sie geht weiter, an dem Zaun entlang, hinter dem Gelächter und laute Rufe der Volleyballspieler erschallen – der Ball ist schon wieder über den Zaun geflogen.

Redaktionell gekürzt

Hannes Schreiber · Küchenlexikon

A wie Adshika



Jushni Prijut heißt im Süden der Punkt an einem Paßübergang, den man, von Suchumi aus kommend, wählen kann, wenn man den Kaukasus überqueren will und sehr gut zu Fuß ist. Dort, wo von Süden her die Autostraße, besser, der Autopfad, an einer Steilwand endet, quillt aus dem Fels ein weithin berühmter moussierender Sauerbrunnen. Ein Platz zum Rasten. In der malerischen Touristenstation nebenan trank ich gewaltige Mengen selbstgeschöpften Sauerbrunnens, denn meine Kehle brannte: Ich hatte eine Messerspitze voll frischem Adshika probiert, den die Herbergsmutter, eine Swanin, selbst hergestellt hatte. Adshika ist ein „Gewürz", das noch einmal Hitze braucht. Als Zugabe zu Reis-, Gemüse oder Fisch- und Fleischgerichten, als pikante Abwürzung von Suppen oder zu gekochten Bohnen – zum grusinischen Nationalgericht Lobio. Und woraus besteht Adshika? Aus drei Teilen der 12-Komponenten-Gewürzmischung Chmeli-Suneli, die wir in Heft 10/81 vorgestellt haben, aus zwei Teilen mehr oder minder überscharfem Paprika, aus je einem Teil Knoblauch, außerdem Koriander, Salz sowie mildem Weinessig und Dill. Seit ich Adshika kenne, dürfen kein Hammelbraten, kein Schnitzel naturell, keine Bratkartoffeln ohne den exotischen Geschmack dieser Paste auf den Tisch.

Zeichnung: Regine Röder

Und so macht man „Lobio grün" mit Fleisch und Adshika:

Zartes Rind- oder Hammelfleisch in mundgerechte Happen schneiden, salzen, pfeffern und in einem flachen Topf mit etwas Öl anbraten. Zwiebelringe oder -streifen dazugeben und in dem entstehenden Fleisch-Gemüse-Saft zehn bis fünfzehn Minuten auf mäßiger Flamme dünsten lassen. Mit kleingeschnittenen oder kurzgebrochenen grünen Bohnen (auch Feinfrost) und etwas Fleischbrühe den Topf auffüllen und köcheln lassen bis alles gar ist. Mit feingehackter Minze, grüner geschnittener Petersilie, gequetschtem Knoblauch, schwarzem Pfeffer und Salz – oder mit einem gehäuften Teelöffel Adshika nochmals fünf Minuten erhitzen und dann am Rand des Plattenherdes oder in einem stark vorgeheizten Backraum eine halbe Stunde ziehen lassen, bis das Gericht Aroma und Geschmack der Würzpaste angenommen hat.

Wiedererkannt

SUCHAKTION FREIE WELT ICH WAR DABEI

Zug-Zuhause

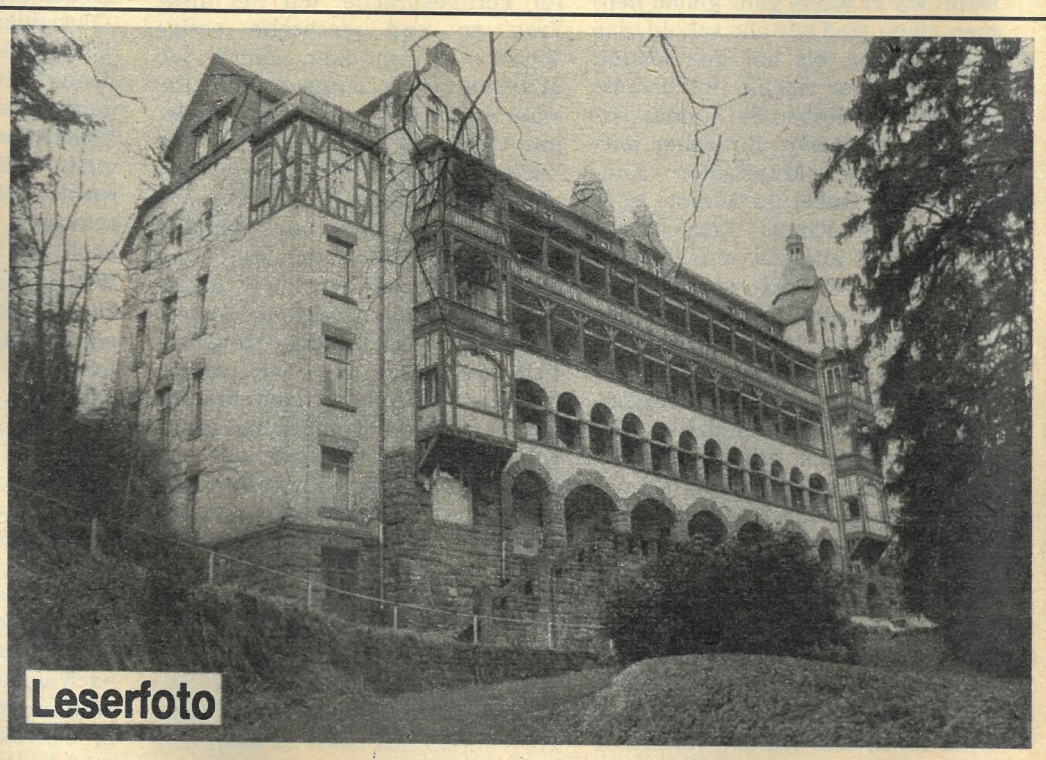
Ehemalige Arbeitskollegen aus dem VEB Kunstseidenwerk „Siegfried Rädel" in Pirna erkannten mich auf diesem Foto wieder (ganz links, die Frau mit den Blumen). Ich war damals 40 Jahre alt und gehörte mit weiteren neun Ausgezeichneten unseres Betriebes zu den Touristen des Freundschaftszuges. Bis Brest fuhren wir mit einem einfachen Reisezug. Dort stiegen wir dann in einen ganz neuen Zug um, der auch gleichzeitig unser „Zuhause" während der gesamten Zeit war. Nur in Moskau wohnten wir einige Tage im Hotel. Doch auch im „rollenden Hotel" fehlte es uns an nichts. Die Verpflegung hier war ausgezeichnet – genau wie unsere Stimmung. Ein Gespräch mit der Dolmetscherin ist mir noch besonders in Erinnerung. Sie sagte: „Wir wollen allen unseren Gästen zeigen, was wir in der kurzen Zeit nach dem Kriege geleistet haben, wie wir leben. Wir brauchen gute Freunde – auch um das Errungene zu schützen und zu erhalten." *Friedel Liedtke, Pirna-Rottwerndorf*

Blumen über Blumen

Ich besitze fast das gleiche

Kinderreich

Zur „stolzen Bilanz" der Familie Lesnikow aus Gorki gehören unbedingt ihre elf Kinder. Von den kleinsten Sprößlingen Olja und Larissa, die Mutters Windelwaschkunst noch arg beanspruchen, bis zum 16jährigen Sergej sind fast alle Jahrgänge vertreten. Vater Valeri arbeitet als Ingenieur im Physikalisch-Technischen Institut der Wolgastadt, Mutter Larissa ist Hausfrau. Die Lesnikows haben ein gemütliches Zuhause in einem modernen Neubaugebiet. Das Exekutivkomitee des Bezirkssowjets zahlt die monatliche Miete. Unentgeltlich ist auch die Instandsetzung der Wohnung. Von Valeris Arbeitskollegen, die Paten der Familie sind, und auch von den Stadtbehörden erhalten die Kinderreichen jegliche Unterstützung. Im vergangenen Jahr, zum Kindertag, schenkten Konfektions- und Schuhbetriebe der Heimatstadt den elf Sprößlingen Kinderbekleidung im Werte von 770 Rubel. Auch die ärztliche Betreuung ist gesichert: Mitarbeiter der Kinderklinik halten ihre regelmäßigen Visiten in der Lesnikowschen Wohnung ab.



Leserfoto

Joachim Finholdt aus Bad Berka sandte uns dieses Foto des Rehabilitationszentrums der Zentralklinik für Herz- und Lungenkrankheiten seiner Heimatstadt. Auf eine interessante Geschichte kann das Haus nach 1945 verweisen. Im Januar 1946 wurde hier die erste Landesparteischule der KPD eröffnet. Später wurde aus dem Gebäude ein Sanatorium für Tuberkulosekranke. Seit 1973 werden körpergeschädigte junge Menschen in diesem Gebäude zu Laboranten, Röntgenassistenten, EDV-Bearbeitern u. a. ausgebildet.

Foto vom Belorussischen Bahnhof in Moskau. Mit meiner „Penti“ hielt ich auf der Reise mit dem Freundschaftszug viele Eindrücke fest. Schon der Empfang auf dem Bahnhof war unbeschreiblich. Wir ertranken fast in einem Meer von Herbstblumen. Wir – das waren die Mitglieder der Jugendbrigade Scheffel. 1959 bauten wir mit am Schwedter Chemiekombinat. Später trennten sich unsere Wege, da ich eine Funktion in der FDJ-Kreisleitung Freiberg übernahm. Vielleicht melden sich nun durch diese Aktion einige meiner ehemaligen Kollegen und Mitreisenden. Übrigens werde ich in diesem Monat zum fünften Mal in die Sowjetunion reisen. Mich zieht es eben immer wieder in dieses Land.

Jürgen Brosch, Zug bei Freiberg

Wertvolle Erinnerungsstücke

Mein vor vier Jahren verstorbener Mann erhielt die Reise für seine langjährige aktive Tätigkeit im Kreisgebiet Nordhausen als Mitbegründer der GST. Auch am Aufbau des Jagdwesens in unserem Heimatbezirk war er beteiligt. Viele Erinnerungsstücke dieser unvergeßlichen Reise habe ich aufbewahrt, so die Fahrkarten, den Teilnehmerausweis, Eintrittskarten zu Veranstaltungen, persönliche Aufzeichnungen über den Tagesablauf, über Vorträge und Stadtbesichtigungen sowie die FREIE WELT Nr. 44 vom 29. 10. 1959, die über diese Reise berichtete.

Edith Müller, Niedersachswerfen

Lebewesen im All!

Als „frischgebackene“ Sportlehrerin nahm ich 1957 bei einer Reise mit dem Freundschaftszug an den Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der Oktoberrevolution teil. Ich erlebte fröhliche Tage. Absoluter Höhepunkt: Der 2. sowjetische Sputnik trug die Eskimohündin Laika ins All!

Ursula Franke, Leipzig

Spielzeug

So war es richtig in Folge 8 „Russisches Kinderspielzeug“ (FW 9/84): Die Sorben. Im Bild: Kleine Sorbin in Volkstracht. Es gewannen: 150 M Kollektiv „Juri Gagarin“, Post- und Fernmeldeamt Fürstenwalde; 100 M Sylvia Benning, Hohenbucko; 50 M Ursula Siebert, Hohen Neuendorf.

Wer schreibt uns?

Tanja Malkowa, 21 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in russischer oder englischer Sprache. Interessen: Literatur, Musik, Kino. UdSSR, 454084 Tscheljabinsk, ul. Kaslinskaja 17–58

Jana Halamowá, 16 Jahre alt, Studentin, möchte in slowakisch, russisch und englisch korrespondieren. Interessen: Musik, Touristik, Fremdsprachen. ČSSR, 95612 Preselány, Kamanowá 87

Preisfrage

Heft 11/84

Bis in welche Tiefe der Erde drang kürzlich eine wissenschaftliche Expedition vor?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 13/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 6. Juni 1984. Auflösung von Heft 9/84: Rückwärtssprung beim Hochsprung. Wir gratulieren Elisabeth Otto aus Wittenberge.

Kindergärtner – Frauensache?

Kürzlich habe ich gelesen, daß in der DDR auch Männer einen eigentlich typischen „Frauenberuf“ ausüben – Kindergärtner. Gibt es das ebenfalls in der Sowjetunion?

Gerda Kurz, Pirna

Sicher drehen sich Passanten auf der Straße nach ihm um, wenn er mit seinen fünf- bis sechsjährigen Schützlingen unterwegs ist: Gennadi Sikrazki, Erzieher in einem Minsker Kindergarten. Bei Sport und Spiel, beim Basteln oder Märchenerzählen – immer ist er dicht umlagert. Anfangs fiel es ihm gar nicht so leicht, auf die vielen Fragen der Kinder Antworten zu finden. Und nicht nur das, da sind Schleifen zu binden, Zöpfe zu flechten, Nasen zu putzen... Viele Anforderungen an einen jungen Mann. Doch er hat Spaß bei der Arbeit und ist mit viel Geduld dabei. „Seine“ Kinder lohnen es ihm mit Vertrauen und Liebe. Gennadi ist nicht nur Erzieher, sondern auch der große Freund, der große Bruder. Neben seiner Arbeit hat er ein Studium an der Pädagogischen Hochschule aufgenommen – also bleibt er dabei.

W. Suchomlinski, TASS

Gefährliche Fundsachen

Vielen Dank für ihre Reportage über die Arbeit eines sowjetischen Entminungskommandos (FW 9/84). Immer wieder bin ich betroffen, wenn ich höre, daß noch heute, fast 40 Jahre nach Ende des zweiten Weltkrieges, Minen, Bomben und Granaten unser Leben gefährden. Kürzlich las ich in einer sowjetischen Zeitung von einem solchen Unglück in Wolgograd, bei dem zwei 14jährige Schüler schwerverletzt ins Krankenhaus eingeliefert werden mußten. Überall lauern Gefahren dieser Art, beim Abriß alter Häuser, bei Ausschachtungsarbeiten für Neubauten. Wann endlich hat das ein Ende? Wann können wir die Zeitung aufschlagen, ohne von dieser Art Fundsachen zu lesen?

Artur Beyer, Leipzig

Kosmosneugier

Der Bericht über den ersten sowjetisch-indischen Weltraumflug (FW 8/84 „Yoga im Orbit“) gefiel mir sehr gut, erfuhr ich doch mehr von den Lebensgewohnheiten der indischen Besatzung. Gleichzeitig wurde ich angeregt, mich ausführlicher mit der Entstehungsgeschichte von Kosmosunternehmen zu befassen. Sicher habe ich mir eine recht mühevolle Freizeitbeschäftigung ausgesucht, denn es heißt jetzt für mich, viel Kleinarbeit zu bewältigen, um alle 138 Weltraumflüge – angefangen bei Juri Gagarin über Sigmund Jähn bis hin zu Rakesh Sharma – zu erfassen. Doch ich weiß genau, daß ich nach diesem „Bücherwälzen“ etwas schlauer sein werde.

Hermann Scholz, Blankenburg

Erfurter Erfahrungen

Gespannt erwartete ich den Beitrag über das Rostower Kombine-Kombinat „Rostselmasch“ (FW 7/84), verbindet mich doch seit Jahren eine enge Freundschaft mit einem Werktätigen dieses Betriebes. Viktor Konstantinowitsch Welitschkin (unser Foto, 2. von rechts) arbeitet in der Werkleitung. Bei unserem ersten Treffen im Jahre 1980 ermöglichte er mir einen Einblick in die Arbeit des Kombinates. Gemeinsam gingen wir durch den großen Betrieb, führten Gespräche mit den Arbeitern und tauschten Erfahrungen aus. Besonders beeindruckend für mich waren damals die riesigen Werkhallen. Seitdem hatte ich schon öfter Gelegenheit, Viktor und seine Kollegen zu besuchen. Jedesmal kann ich Neues entdecken, so den großzügigen Sportkomplex, das Kulturhaus und den Bergsteigerklub der „Rostselmascher“. Ich bin jetzt schon neugierig, was sich bis zu meinem nächsten Besuch alles verändert hat.

Dieter Schmidt, Erfurt

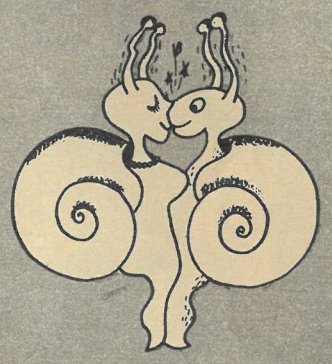
Weiter so!

Der Kritik von Steffen Kumkar aus Berlin (Leserforum FW 8/84) an den Humorseiten kann ich ganz und gar nicht zustimmen. Seit langem bin ich FREIE WELT-Leser und freue mich immer wieder auch auf diese Beiträge. Vielen Dank den Redakteuren für die originelle und geschickte Zusammenstellung der Karikaturen, Aphorismen und Kurzgeschichten.

Margarete Mende-Hacks, Jena

Nachdenklich stimmt mich, daß jemand mit schlechter Laune auf die Humorseiten in Zeitschriften angewiesen ist. Wie bedauerlich für ihn und seine Umwelt!

Herta Stahl, Berlin



Kinderserie?– Familienserie!

Schade, daß Erich Schmitts wundervolle Serie „Benjamin und Benjamin“ schon zu Ende ist!

Familie Lehmann, Leipzig

Trösten Sie sich doch mit unserer neuen Kinderserie „Der Zauberstift“, die in diesem Heft beginnt. Sicher werden Sie daran genauso viel Spaß haben.

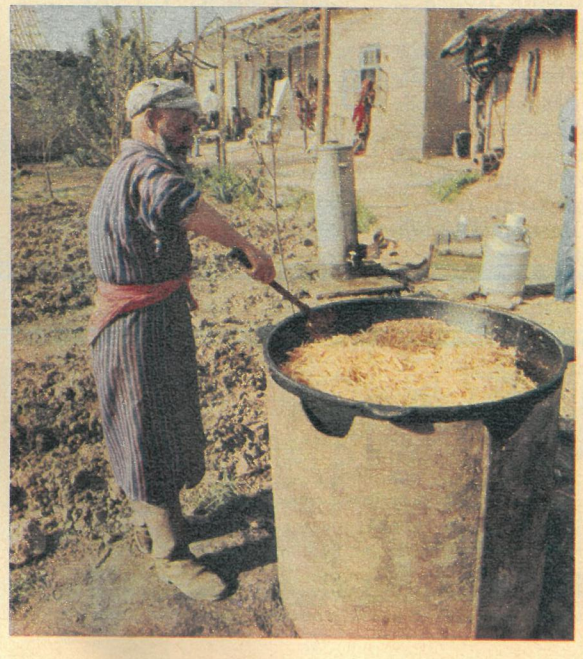
d. Red.

Erst schmunzeln – dann „büffeln“!

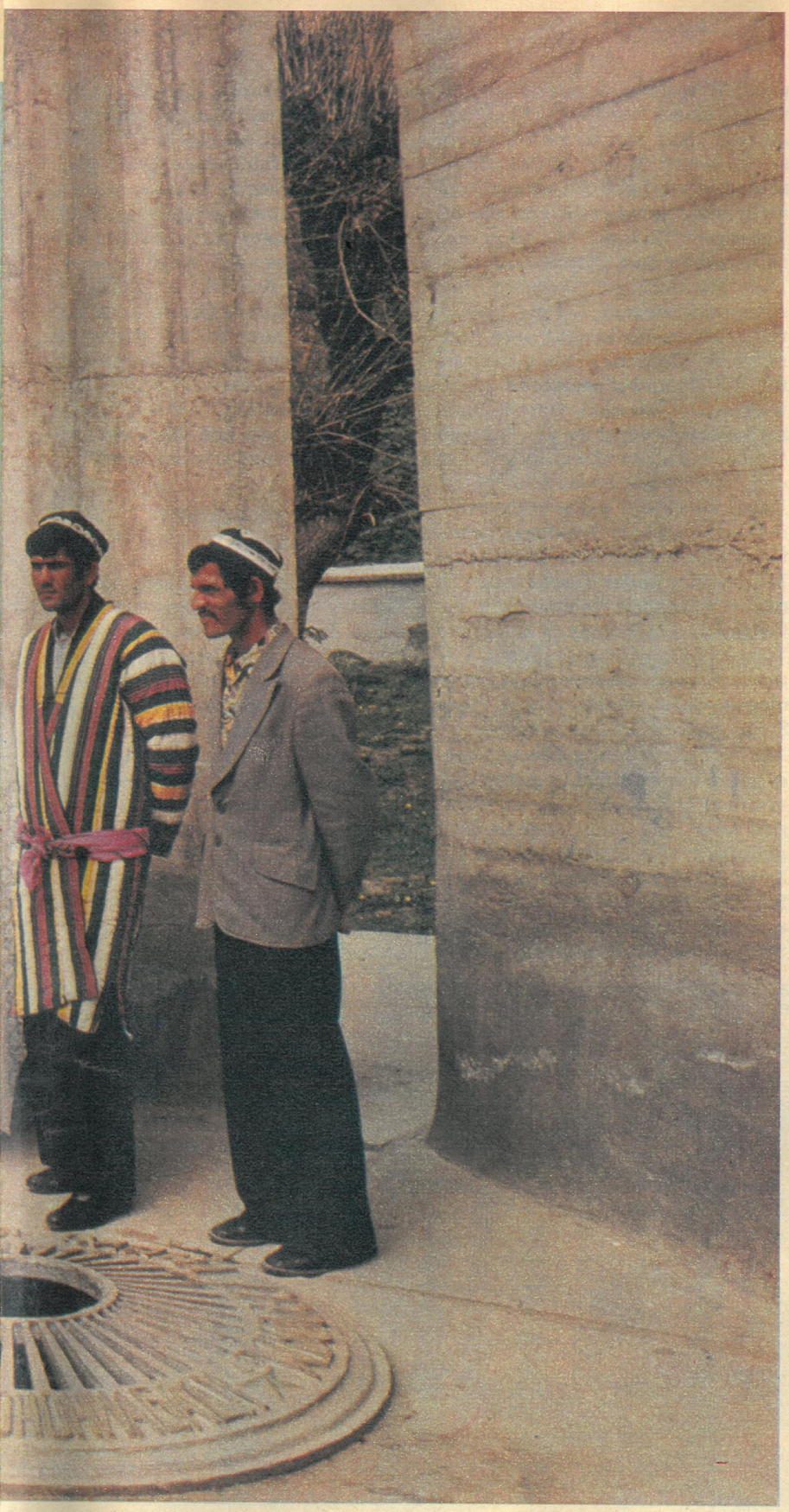
Als wissensdurstige Teilnehmerin Ihres Lehrganges „Russisch für jedermann“ warte ich gespannt auf jede neue Folge. Doch nicht nur der Redewendungen wegen – sehe ich die lustigen Illustrationen, fällt mir das Vokabelnlernen gleich leichter. Interessant für mich, wie der Zeichner es versteht, in jeder Lektion eine kleine Geschichte zu „erzählen“.

Elisabeth Voigt, Cottbus

Redaktion: Anke Fleischer; Fotos: TASS/ G. Semjonow, W. Woitenko; Zentralbild/ Stopper; J. Finholdt; Zeichnung: Viktor Bondartschuk.

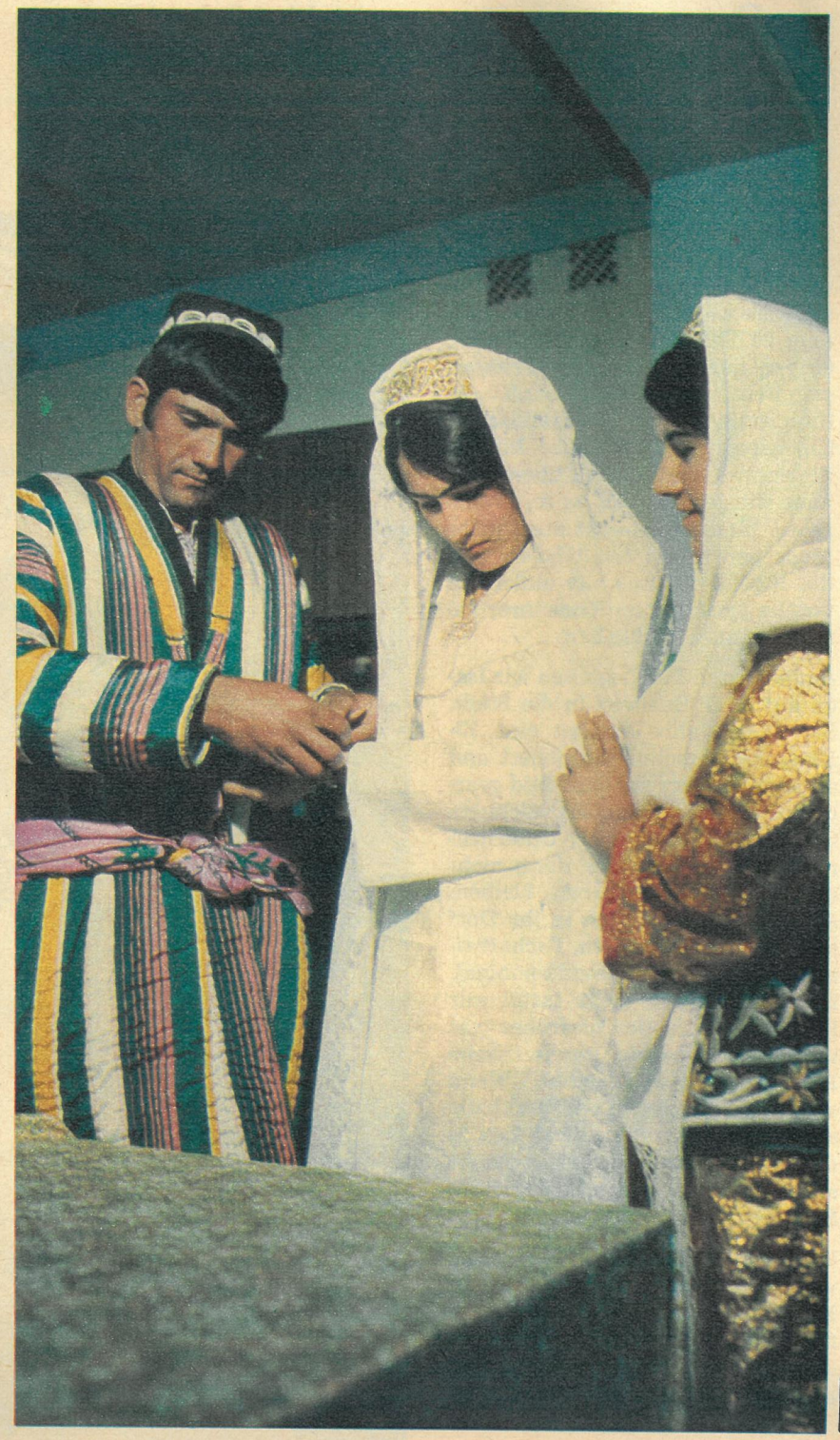


Im Haus von Radjab Chadirow wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen, und in dem sonst so ruhigen und schattigen Pfirsichgarten wird Feuerholz für das Kochen des tadshikischen Nationalgerichts Plow gestapelt. Verwandte sind aus der Ferne nach Jarub-Soi ins Gissar-Tal angereist, Nachbarn helfen der Hausfrau, und die Töchter sticken die letzten Blumen auf die Decken für die Aussteuer. Im Hause von Radjab Chadirow wird die Hochzeit der ältesten Tochter Isatoi vorbereitet. Die Braut pendelt jeden Tag zwischen Dorf und Hauptstadt, weil sie im Textilkombinat von Duschanbe arbeitet. Ihr Bräutigam ist Bauer, pflügt und erntet in Jarub-Soi. An die Hochzeit der beiden hatte man im Ort nicht so recht glauben wollen…



Hochzeit in Jarub-Soi

Ein Beitrag
von Günter Nerlich
(Text und Fotos).



Hochzeit in Jarub-Soi

Als der Emir von Buchara noch über das Dorf Jarub-Soi im Gissar-Tal herrschte, durften sich die Frauen nur tiefverschleiert und in Begleitung ihres Mannes, Vaters oder Bruders in der Öffentlichkeit zeigen. Wenn eine Frau allein war und ein Fremder Einlaß begehrte, warf sie einen Stein aus dem Fenster, und das bedeutete: Mein Mann ist nicht zu Hause, und niemand darf den Hof oder das Haus betreten. Wehe dem, der sich nicht an diese strengen Vorschriften gehalten hätte!

Mich trifft jedoch weder ein Fluch, noch ein Stein. Vater Radjab Chadirow sagt „willkommen!", und ich bin Gast des Hauses, werde mit grünem Tee, Rosinen, Fladenbrot und Schaschlyk bewirtet. Doch die Braut Isatoi bekomme ich nicht zu Gesicht, und ich glaube hier noch einen Überrest vergangener Sitten entdeckt zu haben. Aber Radjab Chadirow lächelt und erklärt, daß Isatoi schon zur Schicht ins Textilkombinat nach Duschanbe gefahren sei und erst am Abend zurückkehre. Jeden Tag kommt der Werkbus bis nach Jarub-Soi, um die Mädchen aus dem Dorf zur Arbeit zu bringen. Wozu diese weite Fahrt und der große Aufwand? Duschanbe war 1920 nur ein Dorf, in dem 25 Familien und ein Mullah, ein mohammedanischer Priester, wohnten. Inzwischen zählt die Hauptstadt der tadshikischen Unionsrepublik eine halbe Million Einwohner, und obwohl überall gebaut wurde, mangelt es an Wohnraum. Man kann nicht noch mehr Menschen in die Stadt holen, und die Jugend zieht es hier außerdem vor, im Dorf und im Kreis ihrer Familie wohnen zu bleiben.

Am nächsten Tag begleiten wir Isatoi auf ihrer Busfahrt in die Stadt. Sie ist 21 Jahre alt, hat eine 10-Klassen-Oberschule absolviert und anfangs im Dorf auf dem Feld gearbeitet. Sie war eine ausgezeichnete Schülerin, besaß viel Unternehmungsgeist und wollte dann nicht mehr bei der Feldarbeit bleiben. Als der Werkbus auch in ihr Dorf kam, entschloß sie sich, Facharbeiterin zu werden im Textilkombinat. Im Vorbeifahren zeigt Isatoi mir ihre Brigade, in der sie früher war und die sich gerade um die frische Baumwollaussaat bemüht. Wenn sie in ihrer lärmerfüllten Werkhalle steht, denkt sie oft an diese Zeit in der freien Natur zurück, wie sie sich manchmal am Anblick eines Schmetterlings erfreuten.

Im Textilkombinat von Duschanbe wird auch die Baumwolle aus dem Dorf Jarub-Soi verarbeitet. Sie fühlt sich wohl im Gissar-Tal mit den langen, heißen Sommern und den kurzen, milden Wintern. Hier werden die höchsten Hektarerträge in der Sowjetunion erzielt, und hier wachsen vor allem die wertvollen langfasrigen Sorten. Die Baumwolle braucht einen heißen Kopf und nasse Füße, und beides findet sie im Gissar-Tal. Es dauert 150 Tage, bis sich die ersten Kapseln öffnen und ihre flauschigen Köpfe zeigen. Da der Rohstoff direkt vor der Haustür wächst, bleibt der Transportaufwand des Betriebes gering. Die Baumwolle wird hier von der Rohfaser bis zum fertig bedruckten Stoff verarbeitet, 120 Millionen Quadratmeter im Jahr, weitaus mehr, als Tadshikistan selbst verbraucht.

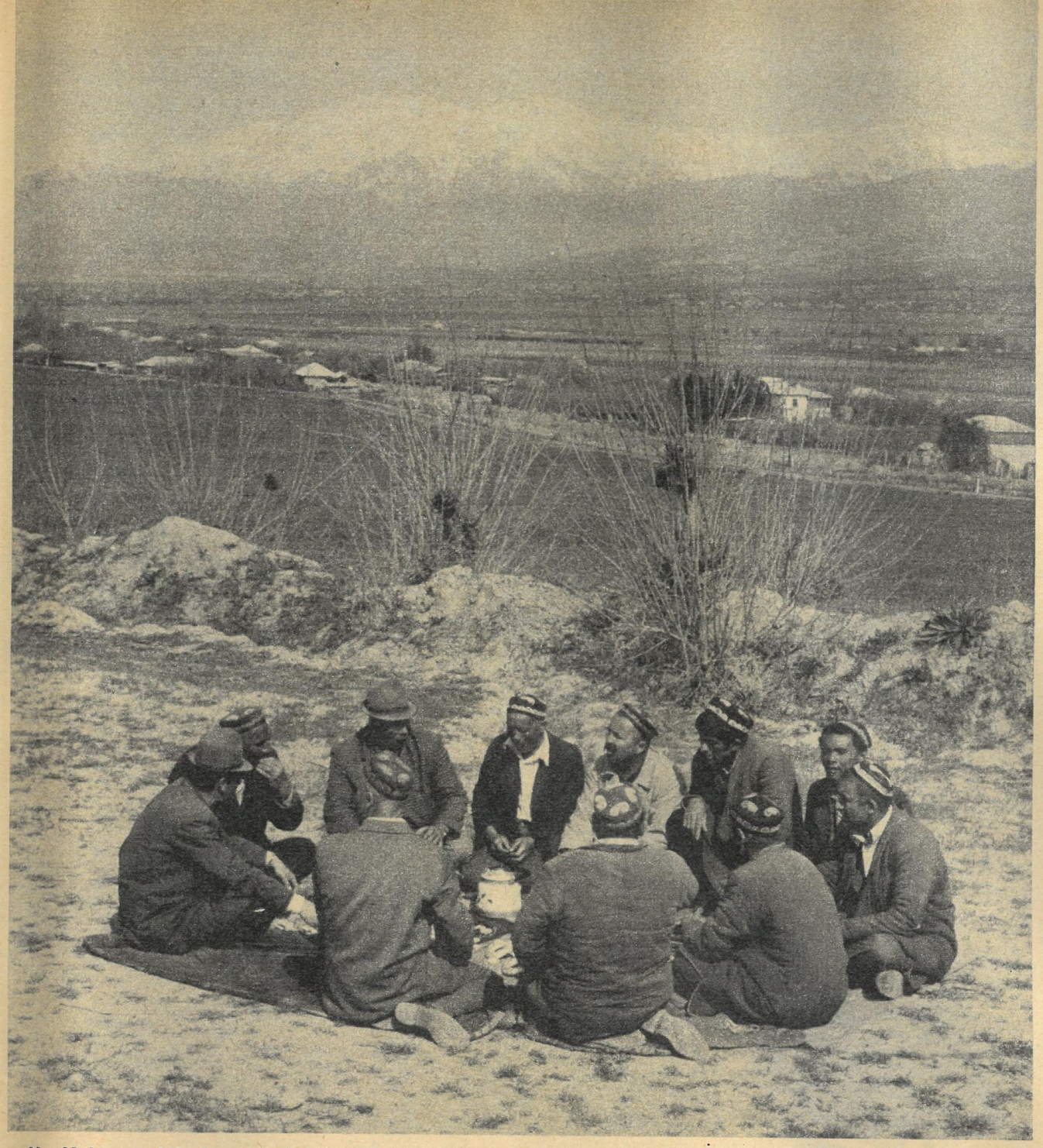
Ein ungleiches Paar?

Isatoi verdient in der Fabrik beträchtlich mehr als früher, hat bessere Aufstiegsmöglichkeiten, und vor allem hat sich ihr Gesichtskreis geweitet. Sie hat sich von überholten Denkweisen frei gemacht, die teilweise von den Alten in ihrem Dorf noch gefordert werden, und ist dadurch viel selbstbewußter geworden. Ich stelle Isatoi Chadirowa eine Frage, die sie früher nicht hätte beantworten können: „Wer ist ihr künftiger Mann und wo arbeitet er?" Sie ist weder erschrocken, noch errötet sie, denn ihr Bräutigam ist nicht von ihren Eltern ausgewählt worden, sondern sie hat ihn bei einem Fest im Dorf kennengelernt. „Nur Mohammed Nasirow steckt mitten in der Baumwollaussaat, und ich habe ihn schon Tage nicht mehr gesehen. Wenn das so weitergeht, kommt er noch mit dem Traktor zum Standesamt..."

Die Staubwolken verraten mir schon von weitem, wo die Traktoren arbeiten, die sonderbaren dreirädrigen Gefährte, die besonders für die Baumwollbearbeitung entwickelt worden sind. Nur Mohammed Nasirow wirkt im Vergleich zu seiner selbstbewußten Braut auf den ersten Blick etwas schüchtern. Dabei ist er ein guter Fachmann, der nicht nur als Traktorist arbeitet, sondern auch sein Diplom als Mechaniker in der Tasche trägt. In der Arbeitspause kommen wir ins Gespräch. Die Teekanne kreist, die Wasserpfeife wird angezündet, Fladenbrot wird gereicht, und jeder nimmt sich seinen Anteil vom Schaschlyk-Spieß. Das Festessen hat Nur Mohammed mitgebracht, denn es ist heute sein letzter Arbeitstag vor dem Urlaub. Morgen ist Hochzeit! Man hatte schon lange im Dorf geflüstert: Nur Mohammed hat ein Auge auf Isatoi Chadirowa geworfen. Der Traktorist aus dem Dorfe und die Textilarbeiterin aus der Stadt – das wird nie etwas, haben die anderen geunkt. Ich will die Erwartungen von Nur Mohammed auf ihr gemeinsames Leben kennenlernen. „Ich liebe Isatoi und bin stolz, daß sie so gebildet ist und im Textilkombinat arbeitet. Das soll so bleiben, wenn auch die älteren Leute darüber den Kopf wiegen. Ich möchte, daß wir so glücklich werden wie unsere Eltern. Auch für die Zukunft habe ich mir noch viel vorgenommen: Ich möchte mir ein neues Haus bauen und später ein Auto anschaffen. Das wichtigste jedoch ist, daß wir weiter in Frieden leben und arbeiten können."

Verschleiert kommt der Bräutigam

Isatoi Chadirowa hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen, um das weiße Brautkleid anzulegen. Alle Freundinnen sind erschienen, um ihr viel Glück zu wünschen und beim Schminken zu helfen, bei dem nach alter Tradition die Augenbrauen zu einem Strich zusammengezogen werden. In dieser heiteren und ausgelassenen Atmosphäre werden Erinnerungen an Egon Erwin Kisch wach, der 1931 Tadshikistan besuchte und darüber in seinem Buch „Asien gründlich verändert" schrieb: „Auf dem ersten Audshuman (Sowjetkongreß) am



Nur Mohammed Nasirow arbeitet als Traktorist in Jarub-Soi, seine Brigade sät und pflegt die begehrte langfaserige Baumwolle (oben: während einer Arbeitspause). Seine junge Frau Isatoi möchte in ihrem Beruf bleiben. Sie ist Facharbeiterin im Textilkombinat der Hauptstadt Duschanbe (links). Doch im Dorf, wo das junge Paar vorerst im Haus der Schwiegereltern wohnen wird, kommt der Werkbus nicht vorbei. Konflikt nach der Hochzeit?

1. Januar 1926 war eine Abordnung von Frauen erschienen. Obwohl sie tiefverschleiert waren und nur kurze Zeit anwesend blieben, erregte diese Tatsache Entsetzen unter den Delegierten, viele ritten empört nach Hause."

Heute wirkt auch diese Zeit wie eine ferne Erinnerung. Nur Isatoi scheint etwas traurig, wie die meisten tadshikischen Bräute, wie man mir versichert. Der Abschied von den Eltern fällt schwer, die Eingewöhnung in die Familie ihres Mannes braucht Zeit, und vor allem ist es höflich den eigenen Eltern gegenüber, den Schmerz über die Trennung besonders zu zeigen.

Nur Mohammed Nasirow, den Bräutigam, konnte ich jedoch nirgends entdecken. Er ist nach altem Brauch noch in seinem Haus geblieben, um dann seine Braut zur Trauung und Übersiedlung zu holen. Endlich zur Mittagszeit erscheint er im bunten tadshikischen Nationalkostüm, zusammen mit seinen Freunden, vor dem Eingang des Gehöfts. Aber man läßt sich Zeit mit dem Eintreten, kündigt vielmehr mit Gesang und Tanz das Kommen an, um der Braut und der Familie Zeit für die Begegnung zu geben. Man lebt modern, aber man liebt es, die guten alten Bräuche zu pflegen, besonders an solch einem festlichen Tag.

Als Nur Mohammed Nasirow dann tanzend den Hof betritt, zieht er ein buntes Tuch weit in sein Gesicht, verschleiert sich wie früher die Frauen. Das ist eine Geste des Respektes für die Schwiegereltern.

Auch Isatoi hat zur Begrüßung ihres künftigen Mannes den Schleier tief ins Gesicht gezogen, eng umringt von ihren Freundinnen, die ihr das Geleit geben. Ich erwarte nun, daß man aufeinander zugeht, sich herzlich umarmt und küßt. Ich war da wohl zu sehr in unseren Denkvorstellungen verhaftet. Man bleibt auf Distanz, doch das schließt alles ein, was ich erwartet hatte. Hochzeit auf tadshikisch!

Als Vater Radjab Chadirow mein zweifelndes Gesicht sieht, versichert er mir, daß man in Tadshikistan die glücklichsten Ehen führe, die meisten Kinder in der Sowjetunion habe und sich nur sehr selten scheiden läßt. „Bei uns sind die menschlichen Kontakte herzlich und tief, auch wenn man das bei unserer Zurückhaltung in der Öffentlichkeit oft nicht vermutet."

Wer zieht zu wem?

Nur Mohammed Nasirow und Isatoi Chadirowa brauchen nicht mehr zur Moschee und zum Mullah zu reiten, um dort ihren Ehebund besiegeln zu lassen, obwohl es beides noch gibt. Auch muß Isatoi sich mit ihrem schönen, weißen Brautkleid nicht auf ein Pferd zwängen. Man setzt sich vielmehr in einen „Lada" und fährt zum Standesamt. Mit der feierlichen Ansprache des Standesbeamten und der Unterschrift unter die Dokumente ist dann der Bund der Ehe besiegelt.

Aber mit der Hochzeit ist die Geschichte von Nur Mohammed und Isatoi noch nicht zu Ende.

Nur Mohammed hat begonnen, in seinem Heimatdorf, 15 Kilometer weg von Jarub-Soi, ein kleines Häuschen zu bauen, in das Isatoi einmal übersiedeln soll. Aber der Werkbus kommt nicht in dieses Dorf. Was nun? Aufhören zu arbeiten? Das wollte Isatoi auf keinen Fall. Aber jeden Tag zur Bushaltestelle laufen, wäre einfach zu weit, und das Haus ihrer Eltern in Jarub-Soi ist zu klein, um dort mit der ganzen Familie länger wohnen zu bleiben. Ist damit der schöne Teil der Geschichte von der Textilarbeiterin und dem Bauern zu Ende?

Um eine Antwort auf diese sehr private Frage zu finden, muß man größere Zusammenhänge betrachten. In Tadshikistan begann man nach 1960, in größerem Umfang Industrie aufzubauen. Vor allem staute man die wilden Gebirgsflüsse des Pamir, um die bisher ungenutzten Wasserkraftreserven in den Kreislauf der Wirtschaft einzubeziehen. Die Hochgebirgsrepublik wurde – nach Sibirien – der wichtigste Stromerzeuger der Sowjetunion. Innerhalb von 15 Jahren schuf man für die rasch wachsende Bevölkerung viele neue Arbeitsplätze in Aluminium-Kombinaten, Chemiebetrieben, Werkzeugmaschinenfabriken, Hüttenwerken, Düngerfabriken und Textilbetrieben. Eine kluge Strategie der Wirtschaftsplaner, die alles bedacht hatten – nur etwas zu wenig die Lebensgewohnheiten der Tadshiken. Die Fabriken waren viel schneller gebaut, als sich Sitten und Traditionen veränderten. Die Bauern sind mit ihren Dörfern verwachsen und wollen mit ihren großen Familien – mit ihren 8, 10 oder 12 Kindern nicht in die Stadtwohnungen umziehen. Denn auch das ist eine Eigenart der Tadshiken: Sie haben die höchste Geburtenrate in der Sowjetunion. So ergibt sich ein eigenartiger Widerspruch: Einerseits vor Menschen überquellende Dörfer, und andererseits Mangel von Arbeitskräften in der neugeschaffenen Industrie. Auch im Textilkombinat sind einige Spinnautomaten und Webstühle nicht ausgelastet, und es wird nur in zwei Schichten gearbeitet, weil man einfach nicht genügend Arbeiter für die Nachtschicht findet. Das Mitglied der Akademie der Wissenschaften der Tadshikischen SSR, Saidmuradow, erläutert dieses Problem: „Es ergibt sich eine paradoxe Situation: Einerseits ein akuter Mangel an Arbeitskräften, andererseits ein unbestreitbarer Überschuß daran. 63 Prozent der Bevölkerung lebt noch auf dem Lande, während sich die Industrie hauptsächlich in den beiden großen Zentren – Duschanbe und Leninabad – konzentriert."

Um das Problem auf eine Weise zu

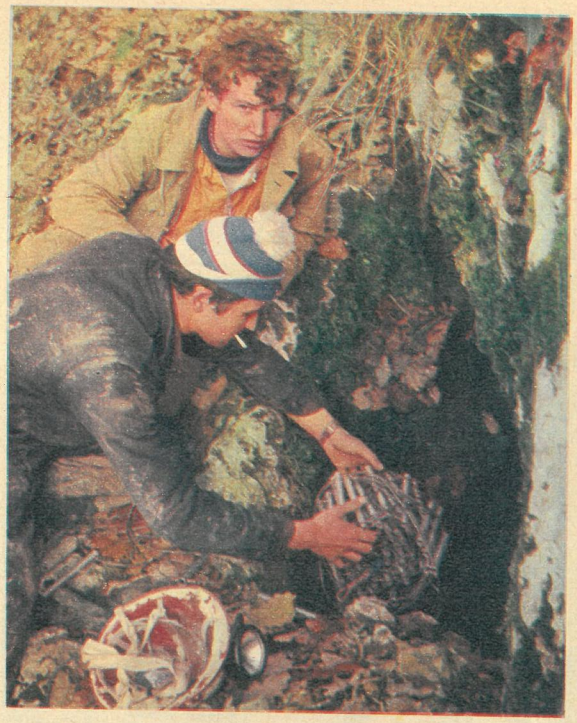
Fortsetzung Seite 50

Hochzeit in Jarub-Soi

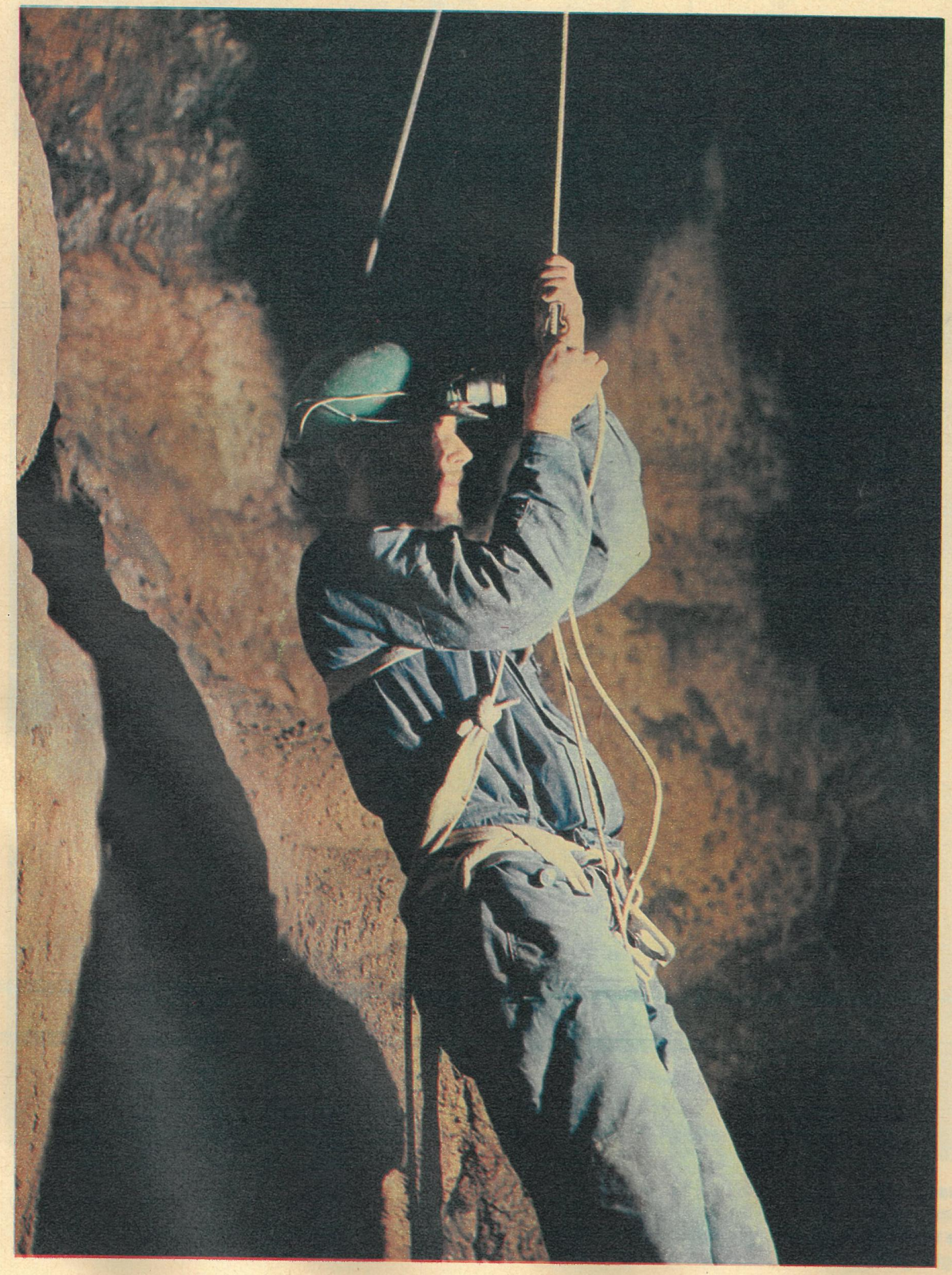
lösen, die den wirtschaftlichen Fortschritt sicherstellt, aber auch die Wünsche der Bevölkerung in vollem Umfang berücksichtigt, faßte der XIX. Parteitag der Kommunistischen Partei Tadhikistans 1981 einen interessanten und eigenwilligen Beschluß: Die Kombinate und Großbetriebe wurden aufgefordert, kleine Filialen ihrer Unternehmen in den Siedlungen und Dörfern zu errichten. Dadurch löste man auf einen Schlag gleich mehrere Probleme: Die Bauern konnten in ihren vertrauten Dörfern wohnen bleiben, aber sie wurden jetzt Mitarbeiter der Zweigbetriebe. Die Industrie marschierte also auf das Land. Gleichzeitig verhinderte man ein Überquellen der Städte und braucht dort weniger Häuser, Schulen und Kindergärten zu bauen, weil all das bereits in den Dörfern vorhanden ist. Die Berücksichtigung der Interessen der Bevölkerung brachte also gleichfalls einen beträchtlichen ökonomischen Nutzen.

Wie werden nun Isatoi und Nur Mohammed ihre sehr persönlichen Fragen lösen können? Werden die Dorfskeptiker recht behalten, die sagten: „Jetzt muß Nur Mohammed sich doch seiner Frau beugen und in die Stadt ziehen!“ Isatoi ließ sich durch diese Reden nicht beirren. Sie ging zu ihrer Brigadeleiterin Ina Sadijewa. „Isatoi, mach dir keine Sorgen. Demnächst wird eine fünfte Filiale unseres Betriebes auf dem Lande, in Gissar, eröffnet, das ist ganz in der Nähe deines neuen Dorfes. Dorthin kannst du zu Fuß laufen. Die Hallen stehen schon, und die Maschinen machen jetzt ihren Probelauf. Im nächsten Monat kannst du anfangen, wenn du möchtest.“ Isatoi ist erleichtert über diese Aussicht, denn nun braucht sie ihren Beruf nicht aufzugeben, wenn sie in das Dorf zu ihrem Mann übersiedelt, und ihre Ausbildung als Facharbeiterin hat einen Sinn gehabt. Auch Nur Mohammed Nasirow ist zufrieden, daß er Traktorist bleiben kann, ohne seiner Frau gegenüber ein schlechtes Gewissen zu haben. Die Tadshiken sind praktische Leute, die schon des öfteren unkonventionelle Wege gefunden haben, um ihre Probleme zu regeln. Hier hat der Respekt vor den Traditionen und die Achtung der nationalen Eigenart einer Völkerschaft den Anstoß zu eigenwilligen Lösungen gegeben. Die Dezentralisierung einiger Großbetriebe – so wie in Tadshikistan – wird jetzt auch in anderen südlichen Unionsrepubliken in Erwägung gezogen, weil es dort ähnliche Probleme gibt.

Oben: Duschanbe schafft Wohnungen für kinderreiche Familien; die Bauweise der Häuser entspricht nationalen Traditionen und ist dem heißen Sommerklima angepaßt. Links: Regen fällt äußerst selten in Tadshikistan. Stauseen haben die Steppe in eine Zone des Baumwollanbaus verwandelt. Die Verteilung des Wassers in die Kanäle wird durch Regler gesteuert, aber bei der Zuleitung in die Furchen der Felder ist die Hand des Menschen wichtig.



Der Eingang zu dieser bisher zweittiefsten Höhle der Welt, der Sneshnaja im Westkaukasus (Foto links), war 1971 von einer Expedition der Moskauer Lomonossow-Universität entdeckt worden. Im Dezember letzten Jahres stiegen vier Männer – ein Arzt, ein Sportler, ein Geologe und ein Ingenieur – erneut in die Tiefe und ließen sich an einem Stahlseil in dieses unterirdische Labyrinth von Gängen, Schächten und Flüssen hinab. Eine Welt, einzigartig schön und unvorstellbar hart in ihren Lebensbedingungen, voller Überraschungen und Gefahren für die Menschen, die hier im Dienste der Wissenschaft zwei Monate verbrachten.



60 Tage in

der Unterwelt

Mit Wsewolod Jeschtschenko, dem Arzt der Expedition, sprach unser Moskauer Korrespondent Dr. Dietrich Pätzold.

60 Tage in der Unterwelt

„Angst?“ Wsewolod Jeschtschenko wiederholt die Frage, kaum hörbar, überlegt dabei offenbar genau seine eigenen Worte. Der vierunddreißigjährige Wissenschaftler läßt sich Zeit mit der Antwort und gibt seine Gefühle zunächst nur sehr bedacht preis: „In den ersten Tagen ertappst du dich schon mal bei dem Gedanken: Und wie kommen wir hier wieder 'raus? Eine Schneeschmelze, plötzlich einsetzend, könnte die schmalen Gänge innerhalb weniger Minuten zu reißenden Bächen werden lassen, ein Steinschlag den Weg für Tage in beiden Richtungen blockieren, bis man sich durchgegraben hätte… Aber der Stollen führt ja unmerklich abwärts, und bald vergißt du die Last des Berges über dir, all das Geschehen dort oben. Dein Trachten und Sinnen gilt nur noch dem Leben hier, und es treibt dich unentwegt vorwärts in die Finsternis“, sagt er, und man spürt, wie ihn jetzt die Erinnerung vollends packt. „Jeder Schritt scheint nicht weiter zu reichen als der flackernde Schein deiner Lampe. Was der Lichtkegel nicht aus der Dunkelheit reißt, bleibt der Phantasie überlassen und ist nur zu erahnen: ein Schacht, möglicherweise in großer Tiefe, oder ein neuer Gang, vielleicht die langgesuchte Abzweigung, die mit einem Male in eine Grotte mündet, geschmückt mit prächtigen Zapfen, Girlanden und steinernen Vorhängen, die sich von der Decke herabwinden…“

Mensch und Klima im unterirdischen Labyrinth

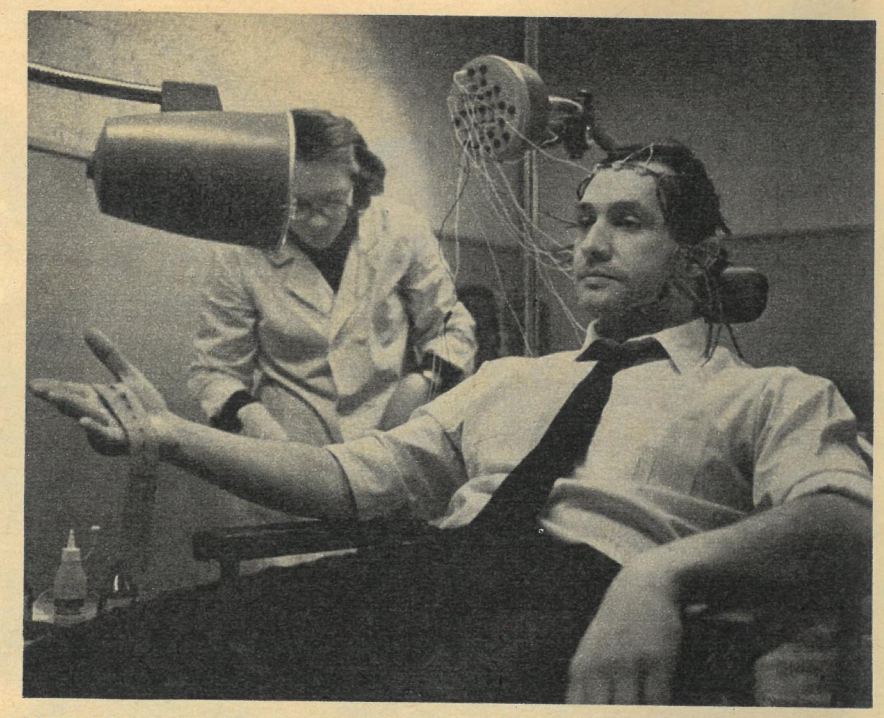
Schon zum Ausgang des Mittelalters bekundete die Heilkunde ihr Interesse an der unterirdischen Bergwelt. Hatte man doch bemerkt, wie dort so manchem Asthma- und Rheumakranken auf scheinbar wundersame Weise geholfen wurde.

„In dem unterirdischen Labyrinth mit seinen wenigen Verbindungen zur Erdoberfläche ist die Luft äußerst staub- und bakterienarm“, erklärt Wsewolod Jeschtschenko dieses Phänomen. „Bei den relativ niedrigen Temperaturen und der hohen Luftfeuchtigkeit wird der Organismus abgehärtet. Das Mikroklima in den Höhlen dämmt Entzündungsprozesse der Nasenschleimhäute und des Rachens ein und normalisiert vor allem auch die Tätigkeit des vegetativen Nervensystems.“ Er spricht jetzt von seinem Fachgebiet, denn Jeschtschenko ist der Arzt unter den vier Männern gewesen, die sich für sechzig Tage in die „Sneshnaja“ hinunterließen. „Was mich dabei als Mediziner unter der Erde interessiert hat, waren jedoch in erster Linie andere, weit darüber hinausgehende Dinge: Was vermag der Mensch unter extremsten Bedingungen? Welche Reserven hat sein Organismus? Was kann man tun, um als Höhlenforscher bei der angestrengten Arbeit vor Ort gesund und bei Kräften zu bleiben? An der Universität der Völkerfreundschaft ‚Patrice Lumumba‘ in Moskau, wo ich tätig bin, wird schon seit vielen Jahren das Problem der Adaption von Tier und Mensch unter extremen Bedingungen erforscht. Wir haben Expeditionen in den Pamir und in die Antarktis unternommen. Der Abstieg in die Höhle war ein neues Experiment in diesem Forschungskomplex…“

Muß man denn aber für derartige Untersuchungen gleich in die Unterwelt hinab? Reichen nicht Laboratorien und Versuchsapparaturen an der Erdoberfläche aus, mit denen die entsprechenden Bedingungen simuliert werden? „Im ‚Bunker‘, wie wir einen solchen Versuchsraum nennen“, sagt Jeschtschenko, „den wir zur möglichst realistischen Vorbereitung auf jede neue Expedition nutzen, können die Testpersonen zu einem beliebigen Zeitpunkt das Experiment abbrechen. Sie fühlen sich, zumindest in ihrem Unterbewußtsein, keiner wirklichen Belastung ausgesetzt, sondern eher wie eine Art mißratenes ‚Versuchskaninchen‘, das zum Ärger der Wissenschaftler herausbekommen hat, daß alles nur Spiel ist. Und nicht zuletzt bleibt all die Elektronik immer etwas Künstliches, Lebensfremdes, während jede Höhle stets ein Stück unverwechselbarer Natur ist. Hat man in der Versuchskammer vor allem gegen die Einsamkeit anzukämpfen, so sind es in der Tiefe des Berges die Angst, die Kälte, die Feuchtigkeit und die Finsternis – die ganze zwar steinerne, aber nichtsdestoweniger lebende Unterwelt, der man sich stellt.“

Von 2000 Meter Höhe über 1000 Meter tief in die Erde

Um unter außergewöhnlichen, ja teilweise auch lebensgefährlichen Umständen zu testen, inwieweit Willenskraft, Mut und Ausdauer – menschliche Charaktereigenschaften also – die Reserven des Organismus mobilisieren können, ließ sich ein Forscher erstmals in eine Höhle der französisch-italienischen Alpen hinab. Das war im Jahre 1962. Ohne eine Uhr oder andere moderne Hilfsmittel zur Zeitorientierung, somit ganz auf seinen inneren Lebensrhythmus angewiesen, verbrachte er dort 63 Tage. Das war faktisch das erste Feldexperiment solcher Art, mit dem die systematische Erforschung der Physiologie des Menschen und seiner Biorhythmen in der Isolation und unter solch extremen Bedingungen begonnen hatte.



Medizinische Untersuchungen der Expeditionsteilnehmer im Versuchsraum der Universität (oben: Messung der Bioströme des Gehirns von Wsewolod Jeschtschenko) und „vor Ort“ (unten: Temperatur- und Blutdruckmessung).

„Hier geht es um Forschungen“, sagt Professor Nikolai Agadshanjan, „die zum Beispiel für die Menschen in den Stationen an den Bohrstellen und Pipelines im hohen Norden der Sowjetunion oder die Kosmonauten für Langzeitaufenthalte in kosmischen Orbitalstationen wichtig sind.“ Der Gelehrte ist einer der Pioniere auf diesem Gebiet in der UdSSR und als Lehrstuhlleiter an der Universität „Patrice Lumumba“ für die medizinisch-wissenschaftliche Vorbereitung aller Moskauer speläologischen Expeditionen verantwortlich. „Solche Höhlenexpeditionen“, betont er, „sind hinsichtlich des Risikos, der Kompliziertheit und wissenschaftlichen Dramatik tatsächlich mit Weltraumflügen vergleichbar. Um einen halben Kilometer und tiefer in die Erde einzudringen und dort zu leben und zu arbeiten, bedarf es auch nicht weniger an Energie und Mut, als unter freiem Himmel beispielsweise den Mount Everest zu besteigen.“

Warum war gerade die „Sneshnaja“ für die Untersuchungen ausgewählt worden? „Weil die Höhle noch sehr jung und dort noch viel zu erforschen ist – im Gegensatz zu den älteren und vielleicht schöneren Höhlen Mittelasiens. Und dann gab es auch ein reelles Gruppenziel: Möglicherweise doch über den bisher tiefsten Punkt – 1320 Meter – hinauszukommen und einen neuen Tiefenrekord aufzustellen. Die ‚Sneshnaja‘ war damit die zweittiefste Höhle der Welt. Sie hat jedoch den weltweit absolut höchsten Schwierigkeitsgrad, summiert man die Wasserhindernisse, Steinbarrieren, steilen Gänge und Schächte, die komplizierten Verzweigungen und die Besonderheiten des Mikroklimas, das unvergleichlich hart ist…“

„Vor dem Einstieg am 13. Dezember“, erzählt Wsewolod Jeschtschenko, „hatten wir in einem zehntägigen Aufstieg mühsam die rund eine Tonne Gepäck, das unseren Proviant und die Ausrüstung enthielt, auf den verschneiten und fast unbegehbaren Pfaden bis in 2000 Meter Höhe hinaufgeschleppt. Im späten Frühjahr oder Sommer wäre uns dieser Anmarschweg sicherlich leichter gefallen, dafür hätten wir aber mit jedem Wetterumschlag, wie er für diese Jahreszeiten typisch ist, von einem Schmelzwassereinbruch überrascht werden können. Eine alte Erfahrung der Speläologen besagt: Im Winter kommt man schwer den Berg hinauf, dafür aber ruhig in die Höhle hinunter…“

Was hatten Sie alles im Gepäck? „Wir hatten jedes Gramm überlegt und zwei Sorten von Rucksäcken mit: einmal die Ausrüstungsgegenstände und wissenschaftlichen Geräte und dann die sogenannten ‚Module‘, die wir uns selbst ausgedacht hatten. Das waren Standardsätze, die alles enthielten, was wir für den Aufenthalt in der Höhle brauchten: Lebensmittel und Medikamente, Kerzen, elektrische Batterien und Reserveglühlampen, Arbeits- und Gummihandschuhe, Trockenbrennstoff für die Zubereitung der Mahlzeiten und Streichhölzer. Die Säckchen waren hermetisch verschweißt, schlagsicher und schwimmfähig. Wie Fallschirmspringer ihre Schirme, so mußte übrigens jeder seine ‚Module‘ vor der Abreise selbst packen und überprüfen…“

Wie schützen Sie sich in der Höhle gegen Nässe? „Beim Abstieg in Schächte oder bei der Überwindung von Wasserhindernissen haben wir unsere Taucheranzüge übergestreift. Wenn man plötzlich merkt, daß das Schmelzwasser in den Anzug eindringt, muß man ihn

sofort reparieren oder aber schleunigst ins Lager zurückkehren. Eine Unterkühlung kann für den Speläologen den Tod bedeuten... Der Aufenthalt in der Höhle ist ansonsten nur mit Schwerstarbeit zu vergleichen. Von dem ständigen Hantieren im Wasser war die Haut unserer Hände bald von tiefen blutenden Schrammen überzogen, die Finger schwollen an und ließen sich manchmal nur noch mit Mühe bewegen."

Die Lebensuhr, wie tickt sie unter der Erde?

„Silvester, das neue Jahr", berichtet Wsewolod Jeschtschenko weiter, „wurde in einer Tiefe von 800 Metern gefeiert... Einige Tage später fiel die Stimmung stark ab. Unser Tagesrhythmus hatte sich schon derart verschoben, daß die Arbeit erst nach Mitternacht begann. Wir hatten um zwei Uhr angefangen, alle fühlten sich irgendwie schlapp, hatten schwere Beine. Besonders schlecht fühlten wir uns zwischen vier und fünf Uhr morgens. Ich maß die Körpertemperatur – sie war bei allen gesunken. Offenbar verschob sich unser Biorhythmus, und der Organismus hatte mit der Umstellung zu tun."

Die Lebensuhr tickt unter der Erde langsamer? „Ja, wenn es keinen natürlichen Wechsel von Tag und Nacht mehr gibt, erreicht der Schlaf eine Länge bis zu 14 Stunden. Dabei scheint es, als würde man genauso lange wie immer schlafen – nicht mehr als 7 bis 8 Stunden. Das gleiche Zeitempfinden hat man beim Wachsein: man arbeitet 20 bis 24 Stunden und glaubt, es wäre gerade ein normaler Arbeitstag von 8 bis 10 Stunden vergangen..."

Haben Sie den Tiefenrekord brechen können? „Am 25. Tag erreichten wir bei 1190 Metern den ‚Olympia'-Wasserfall – den gewaltigsten und schönsten der Höhle. Er teilt sich in zwei Wassersäulen auf, und wenn man von oben drauf schaut, meint man, sie würden spurlos im Kalkgestein verschwinden. Dahinter befindet sich die große und herrliche ‚X'-Grotte, wo wir das letzte Lager errichteten. Sie ist 200 Meter lang und 80 Meter hoch – der Strahl der Taschenlampe reichte nicht bis zur Decke. Jeder Stein, jede Spalte ist von uns untersucht worden, um eine Fortsetzung der Höhle zu finden... Wir trennten uns in Gruppen von jeweils zwei Mann und versuchten, tief hinabzukommen. Dabei haben wir schließlich ein ganzes System neuer Gänge, Schächte und kleinerer Grotten entdeckt. Doch der Rekord blieb ungebrochen, und schließlich mußten wir an die Erdoberfläche zurück..."

Inzwischen erreichte eine fünfköpfige Expedition in der Sneshnaja eine Tiefe von 1370 Metern, wo den Teilnehmern eine Verschüttung den weiteren Abstieg versperrte.

Fotos: W. Jeschtschenko, M. Arkadjewitsch, V. Billeb

Im nächsten Heft:

Von wegen ausgefahrene Wege

Fische hegen, Schiffe bauen, Computer füttern... Im Bezirk Rostock bei zehn jungen Absolventen sowjetischer Hochschulen.

Die Rückkehr der „Madonna"

Sieben wertvolle Gemälde wurden geraubt. Ihr Schicksal hielt ganz Ungarn in Atem. Report aus Budapest.

Foto: INTERFOTO MTI

Größte Eule der Welt

Ein sowjetischer Ornithologe am Nest des Riesenfischuhus vom Ussuri.

Foto: Brockhaus Verlag

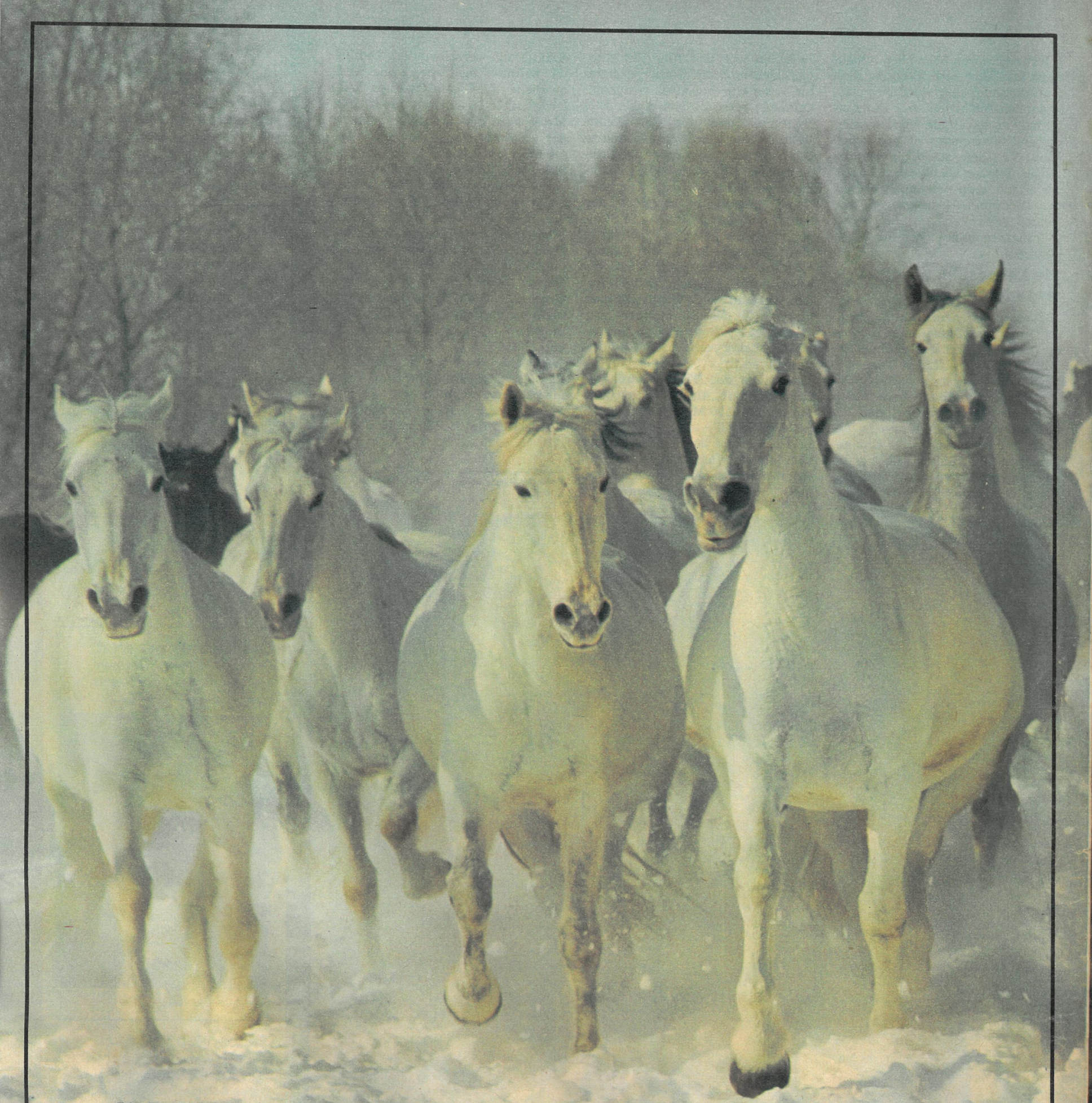
Zaubereien im Tanz

Aus der „Werkstatt der Schönheit" in Astrachan kommt Galina Beloglasowa, die im Alter von erst sechzehn Jahren zweifache Weltmeisterin in der Rhythmischen Sportgymnastik wurde.

Energie aus der Kälte

Die Zukunft leistungsstarker Generatoren hat mit der Montage des ersten Kryogenerators der Welt begonnen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



Die berühmten Achaltekinsker und Orlow-Pferde sind Rassen, deren Namen für jeden Liebhaber Wohlklang haben. Sie gehören zu den 45 Rassen und Rassegruppen, die in der Sowjetunion gezüchtet werden. Im Jahre 1976 lebten von den 66,3 Millionen Pferden dieser Erde 6,4 Millionen auf dem Territorium der UdSSR. Das Kokpar-Reitspiel und das Tschowgan-Hockey zu Pferde sind in Mittelasien so beliebt wie in russischen Gefilden die Troika. Bilder aus dem Pferde-Leben – unser Foto zeigt eine Mutterstutenherde – von Turkmenien bis zum Don bringt ab Heft 12 unsere neue Rücktitelserie:

Pferde in der UdSSR

FREIE WELT

Foto: W. M. Nikiforow, aus „Konewodstwo w SSSR"